



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn

14,1 (2001)

MITTEILUNGEN

des Vereins für



Geschichte an der

Universität-GH Paderborn



Nr. 14, 2001


Heft 1

www.sparkasse-paderborn.de



**BEI UNS STEHEN NICHT NUR SIE IM MITTELPUNKT.
SONDERN AUCH IHRE ZUKUNFT.**

Sparkasse Paderborn 
● produktiv ● kreativ ● innovativ

Wer die Sparkassen-Privatvorsorge hat, hat weniger Sorgen im Alter. Mehr dazu erfahren Sie bei uns.
Fragen Sie uns. Wenn's um Geld geht - Sparkasse .

MITTEILUNGEN

des Vereins für



Geschichte an der

Universität Paderborn

Nr. 14, 2001

Heft 1

Titelbild: Betriebsinhaber und Belegschaft der Holzwarenfabrik Adolf Buddenberg.

IMPRESSUM

Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn Nr. 14, 2001,
Heft 1.

Herausgeber: Verein für Geschichte, an der Universität Paderborn
Stettiner Str. 42, 33106 Paderborn

Redaktion: Dr. Margit Naarmann, Prof. Dr. Frank Göttmann
Maja Bitterer, Im Strohsiek 10, 33613 Bielefeld
Stefanie Dick, Piepenturmweg 5, 33100 Paderborn
Annette Hennigs, Talstr. 7, 32760 Detmold
Sascha Käuper, Damaschkestr. 9a, 53129 Bonn
Ansgar Köb, Borchener Str. 84, 33098 Paderborn
Roland Linde, Pfulstr. 10, 32805 Horn-Bad Meinberg
Andreas Neuwöhner, Fechteler Str. 12d, 33100 Paderborn
Michael Ströhmer, Faulensieksweg 11a, 33034 Brakel
Peter Tilly, Liboristr. 5, 33098 Paderborn
Claudia Weskamp, Hillebrandstr. 4, 33102 Paderborn

E-Mail-Adresse: PeterTilly@aol.com

ISSN: 1437-6660

Für den Inhalt der namentlich gekennzeichneten Beiträge zeichnen die Autoren
verantwortlich.

INHALT

Aufsätze

- CHRISTOPH REICHARDT, „Kollegen Beverungens, Hand aufs Herz und die Schlafmütze herunter“ – Die Anfänge des Verbandes christlicher Holzarbeiter in Beverungen bis zum Streik 1913 4
- JENS SCHNEIDER, 750 Jahre Anreppen: Von Römern, Sachsen und anderen..... 22

Miszellen

- LUDGER STÜCKE, Die Adelskämpfe in Mytilene (Lesbos) zu Beginn des 6. Jahrhunderts – Hetairien in der Dichtung des Alkaios 37
- WILHELM GRABE, Das Kreisarchiv Paderborn..... 40
- JENS SCHNEIDER, Das neue Mittelalterinstitut an der Universität Paderborn. Von der Freude an alten Steinen und Handschriften ... 44
- RAINER PÖPPINGHEGE, Vereine auf nationalem Boden. 9. Regionalgeschichtstagung: „Vereinswesen im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert“ 45
- CLAUDIA WESKAMP, Zu den Anfängen der langobardischen Großherzogtümer Spoleto und Benevent..... 50
- SASCHA KÄUPER, Gedächtnis, Gräber und Gelehrte..... 56
- MARIA JÜRGENS, Mahnende Erinnerung. Anmerkungen zum Nationalsozialismus im Paderborner Raum. 58

Veranstaltungshinweise 62

Rezensionen 65

Vereinsnachrichten 76

Autorenverzeichnis 80

„Kollegen Beverungen, Hand aufs Herz und die Schlafmütze herunter“ Die Anfänge des Verbandes christlicher Holzarbeiter in Beverungen bis zum Streik 1913

von Christoph Reichardt

I.

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden im Bereich der Oberweser¹ auf Grund des Waldreichtums erste Ansätze einer Holzindustrie, deren bekanntestes Unternehmen die jüdische Firma Hermann Löwenherz (Herlag) in Lauenförde war. Während jedoch trotz des Fehlens einer Gesamtdarstellung die Geschichte einzelner Firmen gut dokumentiert ist², wurde die Geschichte der Arbeiterbewegung bisher von der Forschung vernachlässigt.³ Dabei wäre es reizvoll, in einer Regionalstudie die Entwicklung der Holzindustrie und der Gewerkschaften sowie ihrer Protagonisten, aber auch die fördernden und hemmenden Faktoren zu untersuchen. Mit dem vorliegenden Aufsatz soll ein kleiner Baustein dazu geliefert werden.

II.

Erst kurz vor der Jahrhundertwende, im Jahre 1899, hielt die Gewerkschaftsbewegung, und zwar in Form ihres sozialistischen Flügels, Einzug in den Raum Beverungen. In ihrer Ausgabe vom 30. Juni 1899 berichtete der sozialistische „Volkswille“ aus Hannover über die Gründungsversammlung einer Ortsverwaltung des Holzarbeiterverbandes: *Vergangenen Sonntag Nachmittag passirte hier in unserem Orte das schreckliche, daß hier die erste von Seiten der organisirten Arbeiterschaft einberufene Versammlung tagte. Und obwohl es sich nicht*

- ¹ Geographisch wird mit diesem Begriff der Weserabschnitt zwischen Hann. Münden und Minden bezeichnet, hier im Aufsatz ist damit der engere Bereich zwischen Hann. Münden und Holzminden gemeint.
- ² U.a. Helmut Kassau und Wolfgang Schäfer (Hg.), *Von der Werkbank zum Computer. Bilder, Berichte und Dokumente zur Sozialgeschichte der Sollinger Holzarbeiter*, Göttingen 1993, Christoph Reichardt, *Spezialität: oval gefräste Werkzeuggriffe und -stiele. Geschichte der Holzwarenfabrik Vogt & Dr. Bering, Krefeld 1995* und Matthias Seeliger, *Die Holzwarenfabrik Ulrich in Holzminden*, in: *Jahrbuch 1999 für den Landkreis Holzminden*, Band 17, Holzminden 1998, S. 51-62.
- ³ Eine der wenigen sozialgeschichtlich akzentuierten Arbeiten, die auch am Rande die Entwicklung der Gewerkschaft berücksichtigt, stammt aus der Feder dreier Autoren: Lutz Hoffmann, Uwe Neumann und Wolfgang Schäfer, *Zwischen Feld und Fabrik. Arbeiteralltag auf dem Dorf von der Jahrhundertwende bis heute*, Göttingen 1986. Eine Gewerkschaftsgeschichte für die Region Paderborn liegt zwar inzwischen vor, geht jedoch für die Zeit vor dem 1. Weltkrieg kaum über Handbuchwissen hinaus und war deshalb für diesen Aufsatz wenig befruchtend: Marianne Vogel, *Immer wieder aufstehen. Geschichte des DGB und der Gewerkschaften in der Region Paderborn*. DGB-Kreis Region Paderborn – Lippe – Höxter, Manfred Kunkel (Hg.), Paderborn 1999.

um eine politische, sondern um eine gewerkschaftliche, eine einfache Holzarbeiter-Versammlung handelte, so war doch der ganze Ort in Aufregung. Schon Tage lang vorher hatte man vergeblich versucht, uns das Lokal abzutreiben. Besonders eifrig war von Seiten der Geistlichkeit für die Versammlung agitiert. (...) Der Erfolg war ein wider Erwarten günstiger, denn „Alle, alle kamen“. Angeblich waren mindestens 400 Personen, darunter auch katholische und lutherische Geistliche erschienen. Der Vertreter des Holzarbeiterverbandes, Becker, sprach über das Thema „Der Kampf ums Dasein“, kritisierte dabei die niedrigen Löhne und warb für den Eintritt der anwesenden Arbeiter in seinen Verband. In der anschließenden Diskussion warnte ein katholischer Kaplan vor den Gefahren eines Beitritts, seine Rede gipfelte in den Worten: *Tretet Ihr erst dem gewerkschaftlichen Verbande bei, so leitet man Euch, ohne daß Ihr es merkt, ins sozialdemokratische Lager über, und Ihr seid verloren!* Diese Gefahr wurde nicht nur bei dieser Versammlung beschworen, sondern kann auch für andere Ortschaften konstatiert werden, so beispielsweise für eine Versammlung der christlichen Bauhandwerker in Hembsen am 30. Januar 1905.⁴

Kaplan Dane regte dann die Gründung eines Arbeitervereins an, hatte damit aber – wenn man dem parteiischen Artikel Glauben schenken kann – keinen Erfolg, *so daß er kopfschüttelnd und unter allgemeiner Heiterkeit die Versammlung verließ.* Dagegen hätten sich gleich 37 Kollegen für den Holzarbeiterverband gemeldet.⁵ Damit hielt die Arbeiterbewegung in Form ihres sozialistischen Zweiges Einzug ins Wesertal.

Allerdings scheint diese „zarte Pflanze“ sich nicht recht entwickelt zu haben, denn noch 1927 heißt es im „Jahrbuch des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes“: *Ein besonderes Sorgenkind war von uns von jeher die Oberweser-Gegend mit ihrer ausgedehnten Holzindustrie. Von den 2500 in diesem Gebiet beschäftigten Holzarbeiter waren am Jabresschluß 1927 nicht viel mehr als 35 Prozent organisiert.*⁶

In dieser Gegend machte sich der konfessionelle Gegensatz deutlich bemerkbar, die Provinzgrenzen waren zugleich auch Konfessionsgrenzen. Während die Zahlstelle des sozialistischen Holzarbeiterverbandes stets im kleineren, evangelischen Flecken Lauenförde verblieb, etablierte sich im benachbarten westfälischen, durch die katholische Konfession geprägten Städtchen Beverungen nach der Jahrhundertwende eine Zahlstelle des Verbandes christlicher Holzarbeiter. Bevor auf dessen Gründung eingegangen werden soll, muß zunächst noch einmal der „katholische Kaplan“, der laut „Volkswille“ so kläglich gescheitert war, erwähnt werden, denn er setzte seinen Plan um. Am 16. Juli 1899 wurde im Schützenzelt unter maßgeblicher Beteiligung von Kaplan Dane der „Katholische Arbeiterverein für Beverungen und Umgebung“ gegründet. Dane war ein Jahr später auch federführend bei der Gründung der Arbeiterwohnungs-Genossenschaft beteiligt. Soziales Engagement, aber auch die Frontstellung gegenüber

⁴ Vogel, Immer wieder aufstehen, S. 35f.

⁵ Volkswille (Hannover), Ausgabe vom 30. Juni 1899.

⁶ Jahrbuch 1927 des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes, hg. vom Verbandsvorstand, Berlin 1928, S. 231.

den Sozialisten beeinflussten offenbar sein Handeln. Das wird auch in den Statuten deutlich, in denen der Zweck des Vereins formuliert ist:

Der katholische Arbeiterverein für Beverungen und Umgegend hat den Zweck, die Arbeiter und kleineren Gewerbetreibenden auf christlicher Grundlage zu organisieren und dadurch das geistige und materielle Wohl seiner Mitglieder zu fördern. (...)

Insbesondere erstrebt und bezweckt derselbe:

- a. die Erhaltung und Befestigung friedlicher Verhältnisse zwischen allen Faktoren des wirtschaftlichen Lebens, insbesondere zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern;*
- b. soziale Hebung des Arbeiterstandes;*
- c. die Begründung einer Hilfskasse für besondere Notfälle;*
- d. die Leistung von Rechtsschutz in solchen Fällen, welche aus dem Arbeitsverhältnis erwachsen, die Politik ist ausgeschlossen.⁷*

Die Aufnahmegebühr betrug 20 Pfennig, der monatliche Beitrag immerhin 30 Pfennig. Mitglied konnten Arbeiter und kleine Gewerbetreibende ohne eigenen Gesellen oder Lehrlinge werden, die älter als 13 und jünger als 50 Jahre waren. Versammlungen sollten jeden Monat stattfinden, über Mitgliederzahlen ist nichts bekannt.

1900 fand dann die bereits erwähnte Gründung einer Arbeiterwohnungs-Genossenschaft statt. In der Vorbereitungskommission saßen die Ärzte Bremer und Schlitt, der Apotheker Brüggemann sowie Bürgermeister Larenz, Vorsitzender war Kaplan Dane. In den Statuten der Genossenschaft vom 4. März 1900 heißt es:

Der Zweck der Genossenschaft ist ausschließlich darauf gerichtet, unbemittelten Familien gesunde und zweckmäßig eingerichtete Wohnungen in eigens erbauten oder angekauften Häusern zu billigen Preisen zu verschaffen.⁸

Die Mitglieder der Genossenschaft waren verpflichtet, nicht nur ein Eintrittsgeld von 3 Mark zu entrichten, sondern auch einen Geschäftsanteil in Höhe von 100 Mark zu erwerben. Bei den damaligen Löhnen – der Tagesverdienst eines Stückarbeiters der Firma J. L. Kohlberg betrug im Jahr 1901 beispielsweise drei Mark – war dies ein hoher Betrag.

Bedauerlicherweise ist über die weiteren Aktivitäten dieser beiden Gruppen nicht viel bekannt.

Nach der Jahrhundertwende gab es erneut Bemühungen, die Arbeiter zu organisieren und dadurch ihr Wohl zu heben. Diesmal ging die Initiative von der christlichen Gewerkschaftsbewegung aus. Es bleibt festzuhalten, dass alle Initiativen zur Verbesserung ihrer sozialen und wirtschaftlichen Lage nicht von den Beverunger Arbeitern selbst ausgingen, sondern von außen an sie herangetragen wurden. Es ist auch fraglich, ob die Beschäftigten in den Fabriken bereits ein „Arbeiterbewusstsein“ entwickelt hatten. In den Lohnlisten dieser Jahre dominieren noch immer die exakten Tätigkeits-

⁷ Stadtarchiv Beverungen, Registraturplan 1858 - 1900, Fach 14 Nr. 15.

⁸ Statut der Arbeiterwohnungs-Genossenschaft zu Beverungen, Brakel 1900, S. 3.

bezeichnungen, wie etwa Schleifer oder Fräser.⁹ Die Mehrzahl der Beschäftigten hatte eine Fachausbildung erhalten, insgesamt war die Arbeit noch stark handwerklich geprägt. Das sollte sich nach der Jahrhundertwende grundlegend ändern und ist dann auch erkennbar in dem Wandel der produzierten Waren. Die Firma Buddenberg beispielsweise stellte ab 1907 statt Kleiderbügel und Faßdauben Sperrholz her, ein Produkt, für das Maschinenarbeit charakteristisch ist.¹⁰ Erst dieser „neue Typ“ des Arbeiters entwickelte ein entsprechendes Standesbewusstsein, damit wurde auch der Boden bereitet für gewerkschaftliche Aktivitäten, wie zu zeigen sein wird.

III.

Am 1. Juli 1899 wurde der Zentralverband christlicher Holzarbeiter in Mainz gegründet.¹¹ Bis 1905 erschien Beverungen nicht in den Ortsverzeichnissen.¹² Erstmals erwähnt wird die Stadt in der Ausgabe Nr. 8 vom 24.2.1905, in der über die Gründung eines Ortsverbandes am 5. Februar berichtet wird. Dort heißt es:

Lauenförde=Beverungen a. d. Weser.

Auch im Wesertale hat jetzt unser Verband seinen Einzug gehalten. Nachdem am 25. Januar eine vorbereitende Versammlung stattgefunden, in der Kollege Böhmecke über die Notwendigkeit und die Aufgaben der Organisation gesprochen, konnten wir am 5. Februar die erste öffentliche Versammlung abhalten. Eine auch für Lauenförde geplante Versammlung mußte unterbleiben, da der Wirt in letzter Stunde uns das Lokal verweigerte. Wie wir hören, sollen die Wirte in Lauenförde von einflußreicher Seite zur Verweigerung des Lokals angehalten sein. Die Versammlung in Beverungen war denn auch sehr gut besucht. Kollege Reise, Paderborn, legte in seinem Referate Nutzen und Zweck des Verbandes auseinander. Kollege Hartmann vom christlichen Bauhandwerkerverband und Kollege Jakobs vom christlichen Tabakarbeiterverbande sprachen in der Diskussion und forderten zum Beitritt auf. Kollege Böhmecke legte ebenfalls den Kollegen nahe, daß nur durch den Zusammenschluß auch für die Kollegen in Lauenförde=Beverungen etwas geschehen könne, um das Arbeitsverhältnis besser zu gestalten. Auch die Mißstände in den Betrieben, so die schlechten, aller Sittlichkeit Hohn sprechenden Bedürfnisanstalten in einem Betriebe, wo über 300 Kollegen beschäftigt sind, kritisierte Redner. Es soll sogar vorgekommen sein, daß Arbeiter bei Verrichtung ihrer Bedürfnisse in die Abortgrube gestürzt sind. Solche elende Zustände bedürfen dringend der Abhilfe. Aber wenn es ein einzelner wagt, Mißstände zu rügen, wird ihm die Tür gewiesen. Auch auf das Lohnverhältnis Einfluß zu gewinnen, sei Pflicht der Kollegen, denn bei einem Durchschnittsverdienst von 2,70 Mk. könne sich kaum ein Mensch allein, geschweige denn eine Familie ernähren.

⁹ Reichardt, Spezialität: oval gefräste Werkzeuggriffe und -stiele, S. 20.

¹⁰ Christoph Reichardt, Entwicklungslinien von Gewerbe und Industrie in Beverungen seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Ralf Günther, Geschichte der Stadt Beverungen. Mit ergänzenden Beiträgen von Ulrich Althöfer u.a., Paderborn 1993, S. 469-491, hier S. 478.

¹¹ Hermann Rösch, Arbeit, Einheit, Stärke, Schutz: Der Zentralverband christlicher Holzarbeiter, in: Das HolzArbeiterBuch. Die Geschichte der Holzarbeiter und ihrer Gewerkschaften, hg.v. Helga Grebing, Hans-Otto Hemmer und Gottfried Christmann, Köln 1993, S. 96 – 102, hier S. 96.

¹² Z.B. in den Jahrgängen: Der deutsche Holzarbeiter 4(1903) und 5(1904).

36 Kollegen ließen sich sodann in den Verband aufnehmen. Aber vieles bleibt noch zu tun übrig, um die Aufgaben der Organisation zu erfüllen. Kollegen von Lauenförde und Beverungen, laßt die Uneinigkeit beiseite, haltet fest zusammen in der Organisation, ruht nicht eber, bis auch der letzte Kollege dem christlichen Holzarbeiter-Verbande angeschlossen ist. In die Ortsverwaltung wurden provisorisch gewählt: zum 1. Vorsitzenden J. Niemann, zum 2. Vorsitzenden W. Rose, zum Kassierer H. Steingrabe und Schriftführer W. Rickmeier. Die Versammlungen finden alle 14 Tage abwechselnd in Lauenförde und Beverungen statt.

Zu diesem Zeitpunkt wurde auch im benachbarten Würgassen eine Zahlstelle gegründet. Während dort die Versammlungen in der Gastwirtschaft Kayser abgehalten wurden, fanden sie in Beverungen im Hotel Stadt Bremen statt.¹³ Beverungen besaß damit die erste Zahlstelle des Zentralverbandes christlicher Holzarbeiter im Kreis Höxter. In Paderborn wurde bereits zwei Jahre zuvor eine Zahlstelle des Verbandes eingerichtet, über deren Gründungsgeschichte aber offenbar nichts weiter bekannt ist.¹⁴

Die Kritik an Löwenherz, dem Betrieb mit den 300 Arbeitern, hatte Folgen, denn der Inhaber fühlte sich durch die Notiz beleidigt und entließ drei Mitglieder des örtlichen Gewerkschaftsvorstandes. Für die Gewerkschaft bedeutete diese Maßnahme eine gute Werbung: *Durch die Entlassung der Kollegen hat Herr Löwenherz dem Verbande einen guten Dienst erwiesen, indem das Solidaritätsgefühl der Kollegen wachgerufen wurde. Eine große Anzahl wurde in der kritischen Zeit für den Verband gewonnen und steht zu hoffen, daß bald die Mehrzahl der Holzarbeiter in Lauenförde=Beverungen dem Verbande angehören.* Nach Verhandlungen nahm Löwenherz zwei der Kündigungen zurück, der dritte Funktionär verzichtete auf eine erneute Einstellung.

In der Ausgabe vom 10. März 1905 mußte das Gewerkschaftsblatt allerdings auch einige seiner Aussagen zu den Verhältnissen bei der Firma Löwenherz widerrufen: *Bezüglich der Notiz in No. 8 unseres Organs, die sich mit den Zuständen in einer hiesigen Holzwarenfabrik befaßt, die über 300 Arbeiter beschäftigt, sei festgestellt: dass 1. mit der einflußreichen Seite, welche, wie es scheint, die Wirte zur Verweigerung des Lokals an unsere Zahlstelle angehalten hat, nicht Herr Löwenherz in Lauenförde gemeint ist; 2. daß die Bedürfnisanstalten im Betriebe des genannten Herrn früher zweckentsprechender eingerichtet waren, aber durch die Beschmierungs- und Zerstörungswut einer Umänderung (Knüppelsystem) bedurften; 3. sind die an den Bedürfnisanstalten vorhandenen Zustände noch niemals dem Arbeitgeber unterbreitet worden und ist es deshalb ausgeschlossen, daß dieserhalb einem Kollegen die Tür gewiesen wurde; 4. betreffs des Durchschnittslohnes steht nach Ausweis der Firma an die Berufsgenossenschaft fest, dass derselbe nicht 2,70 Mk., sondern 2,94 Mk. beträgt. Eingerechnet sind hierbei die Löhne der Werkmeister, sowie auch die der jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen. – Auf ausdrücklichen Wunsch des Herrn Löwenherz sei dieses hier konstatiert. In Zukunft werden es sich die Kollegen angelegen sein lassen, wahrheitsgetreue Angaben*

¹³ Der deutsche Holzarbeiter 6(1905) No.8 vom 24.2.1905, S. 32.

¹⁴ Vogel, Immer wieder aufstehen, S. 34.

zu machen und nicht mit allgemeinen Redensarten zu operieren. Wenn im Betriebe Mißstände bestehen, unterbreite man diese dem Arbeiterausschuß (der hoffentlich bald eine selbständige Institution wird) und falls dieses nicht hilft, wird auch unser Organ die Angelegenheit der Öffentlichkeit unterbreiten.¹⁵

Die Mitgliederzahl wuchs rasch an, am 5. März 1905 war sie auf 80 gestiegen. Die Versammlungen wurden in der Folge jeweils am Samstag abgehalten. Inzwischen waren in Beverungen auch Zahlstellen des christlichen Maler- und Anstreicher-Verbandes sowie des christlichen Tabakarbeiterverbandes entstanden.¹⁶ Am 23. März erklärten wiederum 16 Holzarbeiter ihren Beitritt zur Gewerkschaft.¹⁷

Allein diese Entwicklung war ein Strohfeuer und so klagte schon im Herbst die Verbandszeitschrift:

Hier im Wesertale könnte es um die Organisation besser stehen. Zwar verfügten wir schon über eine ziemliche Anzahl Kollegen, doch hat die Mehrzahl davon dem Verbande wieder den Rücken gekehrt. Anlaß hierzu soll der Glaube sein, daß unser Verband ein katholischer wäre. Wenn die Kollegen richtig geprüft hätten, könnte diese irrige Ansicht nicht zur Geltung gekommen sein. Es scheint vielmehr, als wenn dieser Grund dem wirklichen zur Bemäntelung dienen soll. Der Hauptgrund dürfte wohl in dem Verhalten einiger Kollegen ihrem Arbeitgeber gegenüber zu suchen sein. Es soll sogar vorgekommen sein, daß „Verbandsmitglieder“ Vorgänge aus der Versammlung dem Arbeitgeber überbracht haben und dafür die Wochenbeiträge zum Verband in Empfang nehmen durften. Solche ehrlose Charaktere kann die christliche Gewerkschaftsbewegung allerdings nicht gebrauchen. Aber die große Masse, die solchen Streichen abhold ist und trotzdem im Indifferentismus verharrt, hat alle Veranlassung, sich aufzuraffen. Nur wenn wir uns selbst rühren, hört und respektiert man uns. - Unsere Versammlung vom 20. August war von ca. 50 Mitgliedern besucht. Kollege Gundlach aus Kassel referierte. Zu wünschen wäre es, wenn ein besserer Besuch der Versammlungen erzielt würde. Kollegen Beverungens, Hand aufs Herz und die Schlafmütze herunter!¹⁸

Dieser flammende Appell aber nutzte nichts, denn die Beverunger Holzarbeiter trugen scheinbar lieber eine Schlafmütze, die Zahlstelle Beverungen ging wie jene in Würgassen ein. Erst Ende März 1907 erfolgte ein Aufruf zur Neugründung:

Beverungen a.d. Weser

Auch hier in Beverungen könnten die Holzarbeiter unter besseren Verhältnissen leben, hätten dieselben die im Februar 1905 von unserem Verbande gegründete Zahlstelle hochgehalten. Daß dies leider nicht der Fall blieb, lag teils in der Verwaltung, zum größten Teil aber an den Kollegen selbst. Es wurden zu „früh“ Sachen in unsere Organisation hineingetragen, mit denen sich eine als kräftig zu bezeichnende Zahlstelle befassen kann, aber nicht eine Zahlstelle, die eben im Ausblühen begriffen ist, wie Beverungen damals. Doch ihr Beverunger Holzarbeiter, wieder aufgewacht, von neuem mit frischem Mut ans Werk. Auch Ihr Kollegen, die Ihr denkt, Ihr hättet die Organisation nicht nötig. Im

¹⁵ Der deutsche Holzarbeiter 6(1905), No. 10 vom 10.3.1905, S. 39f.

¹⁶ Der deutsche Holzarbeiter 6(1905), No. 12 vom 24.3.1905, S. 47.

¹⁷ Der deutsche Holzarbeiter 6(1905), No. 14 vom 7.4.1905, S. 60.

¹⁸ Der deutsche Holzarbeiter 6(1905), No. 37 vom 15.9.1905, S. 154.

Interesse Eurer gedrückten Mitarbeiter, müßt Ihr mitarbeiten an der Hebung unserer wirtschaftlichen Lage. Wie sieht es unter uns Beverunger Holzarbeitern aus? Sind die Verhältnisse wirklich so rosig, daß Ihr es nicht nötig habt, Euch zusammen zu schließen. Sind die Akkordlöhne noch nicht die schlechtesten, so beträgt doch der Tagelohn bei Maschinen- und Hilfsarbeitern 2 Mk., 2,25 Mk. und für gelernte Handwerker 2,50 Mk. bei zehnstündiger Arbeitszeit. Wie sieht es aus bezgl. der Gesundheitszustände? Denkt zurück an die vielen Krankheits- [sic!] und Sterbefälle. Sie führen nur zurück auf die Mißstände, welche hier in den Betrieben herrschen. In einem hiesigen Betriebe, wo rund 100 Mann beschäftigt sind, da können die Arbeiter den Durst mit dem Wasser stillen, mit welchem der Kessel zur Maschine getränkt wird. Seht, Kollegen, solche Mißstände gibt es noch sehr viele, die unbedingt beseitigt werden müssen, wenn Euch Eure Gesundheit erhalten bleiben soll. Kollegen, habt Ihr nicht mitgearbeitet an dem Aufschwung der Industrie und der fortschreitenden Kultur? Euch speist man mit dem Wenigen ab, während das, was Ihr mit Eurem Schweiß geschafft, in die Taschen des Unternehmertums fließt. Die liebevollen Briefe, die von Seiten der Fachabteilung den Arbeitgebern zugehen, helfen Euch nicht. Einer Gewerkschafts-Bewegung, die der heutigen Zeit entspricht, müßt Ihr Euch anschließen. Das ist die christliche Gewerkschaftsbewegung. Für Euch Beverunger Holzarbeiter, der christliche Holzarbeiterverband. Diesen schließt Euch an und haltet fest. Er wird sein Ziel nie verfehlen. Vor allen aber denket daran: „Wer nicht säet, der soll auch nicht ernten.“ An die organisierten Kollegen richten wir die Mahnung, fester als bisher zur Organisation zu halten und sich so zu schulen, daß sie der nach Beverungen immer mehr vordringenden Fachabteilung Rede und Antwort stehen können.

„Denke stets es wird gelingen – zweifle nicht zu viel, höre nimmer auf zu ringen und der Kampf wird – Spiel.“¹⁹

In der Ausgabe vom 10. Mai 1907 wird vom Sekretariat Hannover die Neugründung der Zahlstelle Beverungen bekannt gegeben²⁰, aber bereits ein Jahr später ist sie schon wieder eingegangen.²¹ Noch immer fehlte das Bewusstsein, dass man nur gemeinsam etwas erreichen konnte.

Nun sollten weitere vier Jahre ins Land gehen, bis am 1. Januar 1912 der dritte Anlauf zur Gründung einer Zahlstelle erfolgte, und diesmal sollte die Neugründung Bestand haben. Über die Gründungsversammlung liegt kein Bericht vor. Am 20. Januar 1912 wurde die zweite Mitgliederversammlung abgehalten, die auch in der Verbandszeitschrift Erwähnung fand. Wiederum ist es bezeichnend, dass die Initiative nicht von den Beverunger Arbeitern selbst ausging, sondern von dem Gewerkschaftler Böhmecke aus Hannover. Insgesamt 43 Mitglieder zählte der Verband zu diesem Zeitpunkt. In seiner Rede wies Böhmecke darauf hin, dass noch zu viele Kollegen indifferent der

¹⁹ Der deutsche Holzarbeiter 8(1907), No. 12 vom 22.3.1907, S. 47.

²⁰ Der deutsche Holzarbeiter 8(1907), No. 19 vom 10.5.1907, S. 77.

²¹ Der deutsche Holzarbeiter 9(1908), No. 26 vom 26. Juni 1908, S. 125.

Sache gegenüber stehen würden. *Darum muß unser Streben sein: Es darf nicht geruht und nicht gerastet werden, bis der letzte Mann dem Verband zugeführt ist.*²²

Der Verband konnte im Laufe des Jahres seine Mitgliederzahl erhöhen, zugleich gab es aber Schwierigkeiten mit den Arbeitgebern. Das geht aus einem Artikel in der Gewerkschaftszeitung hervor:

*Auch diesmal mußte unsere Zahlstelle eine schwere Probe bestehen. Kaum war sie am 1. Januar d. J. gegründet und im Aufblühen begriffen, da schallte es auch schon durch die Reihen der Kollegenschaft: Unser 1. und 2. Schriftführer (der letztere war auch Vertrauensmann), sind von ihrem Arbeitgeber gemäßregelt worden! Die Kollegen haben Besonnenheit gezeigt und diese Maßregelung mit der Ruhe, die Gewerkschaftlern eigen sein muß, in Kauf genommen. (...) Die hiesigen Holzarbeiter haben auf diese Maßregelung die richtige Antwort gegeben. Die von der Maßregelung betroffenen Kollegen sind von der Hauptkasse unterstützt worden. Nun ein Wort an unsere Kollegen: Sollen in Zukunft die Holzarbeiter von Beverungen und Umgegend unter besseren Lohn- und Arbeitsverhältnissen stehen, dann arbeitet in und mit unserer Organisation. Immer vorwärts! Sei unsere Losung. Kein Opfer und keine Mühe darf gescheut werden, wenn es gilt, den uns noch Fernstehenden Aufklärung und Schulung zu verschaffen. Der letzte Holzarbeiter muß überzeugt werden von den edlen Bestrebungen unserer christlich-nationalen Arbeiterbewegung. Besondere Aufmerksamkeit muß den konfessionellen Arbeitervereinen zugewendet werden. Von katholischer Seite ist jetzt ein Arbeiterverein gegründet worden im Anschluß an den Westdeutschen Verband. Diese Neugründung ist besonders von den kath. Gewerkschaftlern zu begrüßen und ist es dann auch zu wünschen, daß dieselben sich zahlreich anschließen. (...) Zahlreicher wie bisher müssen auch unsere Versammlungen besucht werden.*²³

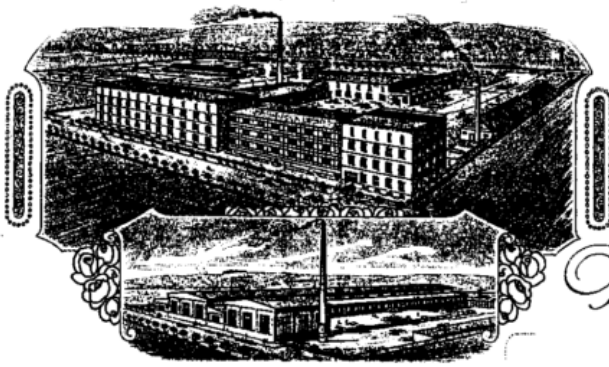
Gerade der letzte Satz zeigt, dass viele Arbeiter nur halbherzig die Gewerkschaftsbewegung unterstützten, auch wenn die Mitgliederzahl beständig anwuchs und im Laufe des Jahres 1912 insgesamt 147 Aufnahmen erfolgten, darunter sieben Jugendliche. Die Halbherzigkeit dokumentiert auch der Bericht über die Generalversammlung am 25. Januar 1913: *Hatte auch der Vorstand für genügende Bekanntmachung gesorgt, so glänzten aber trotzdem eine größere Anzahl Kollegen durch Abwesenheit. (...) Die Vorstandswahl ergab mit einigen Ausnahmen die Wiederwahl der früheren Kollegen. An den Kollegen liegt es nun, den Vorstand tatkräftiger als bisher zu unterstützen, besonders in agitorischer Hinsicht. Mehr gewerkschaftliche Schulung muß auch den Arbeitern im Wesertale angelegen sein. Diese wird nur erreicht durch einen regen Versammlungsbesuch und durch fleißiges Studieren unserer Verbandsschriften. Darum Kollegen: Fort mit der alten Gleichgültigkeit! Auch für uns können Tage kommen, wo wir den Nutzen des geschlossenen Dastehens schätzen lernen.*²⁴

Der letzte Satz besaß geradezu prophetischen Charakter, denn nur ein Vierteljahr später hatte die Gewerkschaft ihre erste große Probe zu bestehen, den Streik bei der Holzwarenfabrik Ernst Rose.

²² Der Holzarbeiter. Organ des Zentralverbandes christlicher Holzarbeiter Deutschlands 13(1912), No. 8 vom 23.2.1912, S. 34.

²³ Ebd. 13(1912), No. 33 vom 16.8.1912, S. 145.

²⁴ Ebd. 14(1913), No. 9 vom 28.2.1913, S. 38.



Postscheckkonto HANNOVER 3906

Bank-Konto:
Bankverein
Göttingen A.G.

Telegr.-Adr.:
Rose Beverungen
Telefon 17 Amt Beverungen

Holzwaren-Fabrik Ernst Rose

Spezialität: Kasten- und Leiterwagen,
Garderobeleisten, Holz- und Eisenräder,
⊙⊙ Rodetschlitten ⊙⊙

Beverungen, den 17. April 1916
a. d. Weser

Rechnung für Herrn

Carl Friedr. Brück
Bielefeld

Reg. Nr. 1165

Zahlbar innerhalb 30 Tagen mit 2% Skonto oder netto gegen meine 3 Monats-Traite. — Beträge unter 30 Mark sind ohne Skonto- und Porto-Abszug einzusenden. — Erfüllungsort für Lieferung und Zahlung ist Beverungen.

E. R.		Lade Sie nun für Ihre wertvolle Rechnung und Gefahr die mir durch vom 10. 3. 16 bestellten Waren per Frachtgut ab Station hier.						M. 3		M. 3		
3	Wagen	108/7	2 1/2	Klar,	3	eiche	7.50	7.90	22	90		
2	"	100/10 fl.		Klar	2	eiche	16.20	17.55	34	35		
									57	25		
									5	70		
									51	55		
									17	00	68	75
<p>10% Rabatt:</p> <p>3839 Aufschlag</p> <p>Juli 17</p>												

Reklamationen werden nur innerhalb 8 Tagen nach Empfang der Waren berücksichtigt. Wechsel auf Nachzahlungs übernehme ich nur ohne alle Verantwortlichkeit und Gefahr.

Der Briefkopf der Firma Ernst Rose aus dem Jahre 1916 zeigt die Fabrikanlagen nach dem Bau des Werks II (untere Abbildung) im Winter 1911/1912.

IV.

Der erste Streik in der Geschichte Beverungen fand 1913 statt. Er ist gut dokumentiert in Artikeln des Gewerkschaftsblattes sowie in Berichten des Bürgermeisters für den Landrat. Es sollen daher vor allem wieder die Quellen selbst sprechen, spiegeln sie doch die besondere Atmosphäre dieser Wochen wider. Der Lokalzeitung war der Streik übrigens keinen Artikel wert.

Der Streik entzündete sich an Lohndifferenzen: Der Tagelohn der Platzarbeiter bei der Firma Rose sollte aufgebessert und der Stücklohn für die weniger gut bezahlten Akkordarbeiter erhöht werden. Zwar war der Firmeninhaber zunächst bereit, auf Forderungen einzugehen, als diese jedoch im Laufe der Gespräche erweitert wurden, kam es zur Konfrontation. Da keine Einigung abzusehen war, kündigten 87 der insgesamt 105 Arbeiter und beschlossen, am Abend des 6. Mai die Arbeit einzustellen. So stellte der Bürgermeister den Konflikt dar.²⁵ Im Verbandsorgan heißt es dazu:

Lohnbewegung in Beverungen(Weser)

Schon lange war es der Wunsch der Beverunger Holzarbeiter die durchaus verbesserungsbedürftigen Lohn- und Arbeitsverhältnisse in den einzelnen Betrieben einer Reform zu unterziehen. Sind doch hier noch Stundenlöhne von 22 bis 25 Pfg. gang und gäbe. Aber es fehlte den Kollegen an Standesbewußtsein, Solidarität und Opferwilligkeit, den notwendigen Tugenden eines nach Anerkennung und Gleichberechtigung ringenden Arbeiterstandes. Hinzu kam die konfessionelle Verhetzung, die gewisse Kreise unter der Arbeiterschaft betrieben, getreu dem Wahrspruch: Teile und herrsche! Nach jahrelanger zäher Kleinarbeit ist es gelungen, all die Berge von Vorurteilen gegen die Organisation hinwegzuräumen. So ist jetzt der größte Teil der Beverunger Arbeiterschaft in unserm Verbandsorganisiert.

Eine Eingabe an die Firma E. Rose, Holzwarenfabrik, wo insgesamt etwa 100 Arbeiter, darunter 65 Holzarbeiter beschäftigt sind, blieb seitens der Firma unbeantwortet. Auf weitere Anfrage erklärte die Firma, mit dem Vertreter des Verbandes nicht verhandeln zu wollen. Wenn die Arbeiter Wünsche hätten, sollten sie persönlich kommen. Trotz dieser Absage versuchte unser Bezirksleiter eine Aussprache mit der Firma herbeizuführen. Diese gelang; die Firma erklärte sich bereit, mit den Arbeitern der einzelnen Branchen in Verhandlungen treten zu wollen. Diese Verhandlungen fanden auch statt, allerdings hätten die Zugeständnisse des Firmeninhabers einen Teil der Belegschaft benachteiligt. Rose forderte dann Verhandlungen ohne Hinzuziehung von Verbandsvertretern und lehnte schließlich Verhandlungen laut Gewerkschaftsblatt ganz ab. Die Arbeiter erblickten in dem Verhalten der Firma den Willen, die Angelegenheit zu verschleppen. Würden die Kollegen auf die Vorschläge der Firma, die sog. guten Akkordsätze herabzusetzen und dafür die schlechten etwas zu erhöhen, eingegangen sein, so würde am Ende die Firma noch ein gutes Geschäft dabei gemacht haben. Um ihren berechtigten Wünschen mehr Nachdruck zu verleihen, haben sämtliche Arbeiter geschlossen ihre Kündigung eingereicht. Zuzug von Holzarbeitern aller Branchen, sowie Malern, Schmieden, Schlossern, und Heizern ist fernzuhalten.²⁶

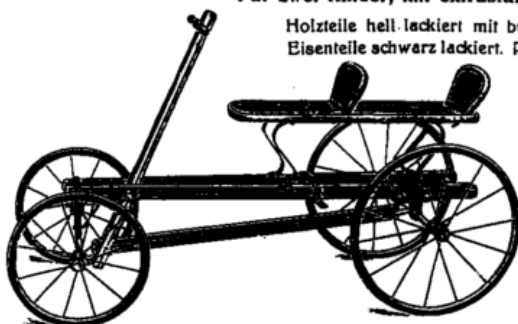
²⁵ StadtA Beverungen, Regplan 1900-1926, Abt. B Fach VIII Nr. 11.

²⁶ Der Holzarbeiter 14(1913), No. 18 vom 2.5.1913, S. 78.

Selbstfahrer

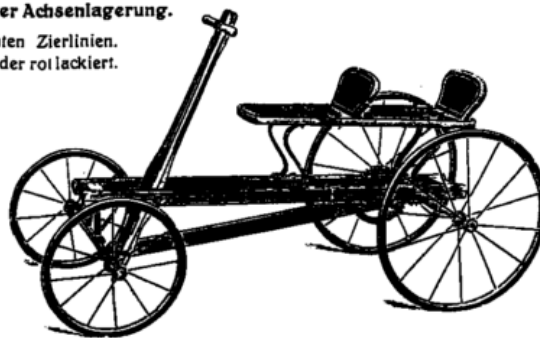
Für zwei Kinder, mit extrastarker Achsenlagerung.

Holzteile hell lackiert mit bunten Zierlinien.
Eisenteile schwarz lackiert. Räder rot lackiert.



Nr. 503 Mit 1 Antriebshebel, zwei verstellbaren Rücklehnen. Radhöhe 30/40 cm. Metallräder. Sitzhöhe 45 cm. Sitzlänge 60 cm.

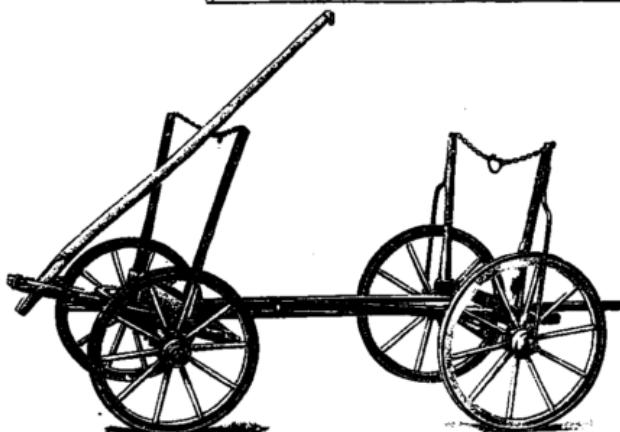
Nr. 503 G. Dieselbe Ausführung mit Gummirädern.



Nr. 504 Mit Zahnradantrieb, 1 Antriebshebel und zwei verstellbaren Rücklehnen. Radhöhe 50/45 cm. Metallräder. Sitzhöhe 44 cm. Sitzlänge 60 cm.

Nr. 504 G. Dieselbe Ausführung mit Gummirädern.

Rungenwagen Nr. 250 bis 252

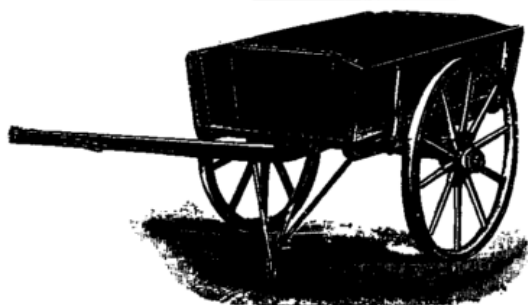


Mit Langwiete zum Verstellen.
Außerst kräftig gebauter Wagen mit extra starkem Eisenbeschlag. Besonders starke Räder mit geteilten Felgen.

Roh.

Nr.	Länge zwischen d. Rungen cm	Breite cm	Radhöhe cm	Tragfähigkeit ca. kg
250	118	65	45/50	300
251	125	70	50/60	400
252	135	75	55/65	500

Transportkarre Nr. 199



Aus Buchenholz, Kasten aus Tannenholz.
Geschweifte Deichsel. Stark beschlagene Räder mit geschnittenen Felgen. Kastenbretter abnehmbar.
Mit eiserner Sitze.

Lackierung: Grau, Eisenteile schwarz.

Nr.	Kastenlänge cm	Kastenbreite cm	Kastenhöhe cm	Radhöhe cm	Tragfähigkeit ca. kg
199	100	65	27	65	200

Das Lieferprogramm der im Jahre 1900 gegründeten Holzwarenfabrik Ernst Rose veränderte sich über die Jahrzehnte nur wenig. Hier ein Ausschnitt aus dem ältesten noch bekannten Hauptkatalog für das Jahr 1928.

In den gedruckten Quellen finden wir demnach Hinweise auf die Ursache des Streiks, allein das auslösende Moment spiegelt sich in ihnen nicht wider. Es liegen keine Erinnerungen beteiligter Arbeiter vor, die dazu Auskunft geben würden. In den Aufzeichnungen des Amtsoberinspektors Hachmeyer zur Geschichte der Firma Rose ist jedoch eine Passage enthalten, die auf den Anlass verweist. Obwohl Hachmeyer den Streik nur aus der Distanz als unbeteiligter und zudem noch sehr junger Bürger erlebt hat, die Erinnerungen außerdem erst nach dem 2. Weltkrieg – eine genaue Datierung liegt nicht vor – abgefasst wurden und Fehler in der Datierung des Streiks aufweisen, sollen sie dennoch zitiert werden, weil sich – so meine Überzeugung – Motive tiefer in das Gedächtnis einprägen als Jahreszahlen. In dem Abschnitt heißt es: *Als Rose ungefähr 1909²⁷ nach Fertigstellung des 2. Fabrikgebäudes nun zum Bau eines landwirtschaftlichen Gehöfts am grünen Weg mit einer großen Obstplantage übergang, wurden einige Betriebsangehörige, die bereits gewerkschaftlich organisiert waren, hellhörig und waren der Ansicht, dass Rose durch die Zahlung eines zu geringen Arbeitslohnes in die Lage versetzt worden sei, solche großen Bauten zu errichten. In einer Betriebsversammlung wurde dann beschlossen, eine Erhöhung des Stundenlohnes um ca. 3 Pfg. zu beantragen.*²⁸

Zur Vorbereitung des Streiks fand am 4. Mai eine öffentliche Versammlung des christlichen Holzarbeiterverbandes im Bahnhofshotel statt, an der auch der Bürgermeister Schriek teilnahm, um – wie er es ausdrückte – auf die Arbeiter beruhigend einzuwirken. Da er seiner Sache aber offenbar nicht sicher war, forderte er vom Landrat polizeiliche Verstärkung an:

Immerhin ist aber nicht ausgeschlossen, dass nach Beginn des Streikes Belästigungen von Arbeitswilligen durch Anwendungen von Drohungen, durch Ehrverletzung und dergl. stattfinden werden.

*Ich bitte daher zu veranlassen, dass mir der Gendarmeriewachtmeister Bessler von Mittwoch, dem 7.d.M. ab zur Verfügung gestellt wird, und vielleicht auch schon die Beorderung weiterer Gendarmerie – Kräfte in Aussicht genommen wird.*²⁹

Dem Wunsch wurde entsprochen, zur Verfügung halten sollten sich zwei Wachtmeister aus Brakel und Vörden.

Am 7. Mai begann der Streik, und Rose versuchte umgehend, durch Anwerbung auswärtiger Arbeiter den Betrieb weiterzuführen. Zwar gelang es ihm, neue Arbeitskräfte zu beschaffen, aber diese wurden als Streikbrecher nicht bis zur Fabrik vorgelassen, so dass sich der Fabrikant gezwungen sah, am 13. Mai die Hilfe der Polizeibehörde anzufordern:

²⁷ Das fragliche Gebäude wurde im Winter 1912/1913 errichtet. Auch wenn das Datum falsch ist, so ist die weitere Abfolge der Ereignisse plausibel, denn der Streik begann bekanntlich im Mai 1913, also unmittelbar nach Fertigstellung des Werkes II durch Ernst Rose.

²⁸ Hachmeyer, Werdegang der Firma Ernst Rose, Holzwarenfabrik, Beverungen und Streik der Arbeitnehmer im Jahre 1909, unveröffentlichtes Manuskript im Stadtarchiv Beverungen.

²⁹ StadtA Beverungen, Regplan 1900-1926, Abt. B Fach VIII Nr. 11.



Der Unternehmer Ernst Rose mit seinen Kindern und einer Gouvernante. Bis auf die Tochter Rosmarie wurde die gesamte Familie des Unternehmers nach Riga deportiert und dort ermordet. Ernst Rose selbst beging zu Beginn des Jahres 1939 Selbstmord, nachdem sein Betrieb zum 1.1.1939 „zwangsarisiert“ worden war.

Da es bisher nicht möglich war, die von mir neu angenommenen Arbeiter bis zu meinem Werk zu bringen und es wiederholt zu Bedrohungen dieser Leute gekommen ist, ersuche ich hiermit nochmals, für energischen Schutz der Arbeitswilligen gefl. Sorge tragen zu wollen.

Wie bereits mitgeteilt wird morgen früh (...) eine größere Anzahl Leute in Lauenförde eintreffen und hoffe ich, daß die hiesigen Polizeiorgane zu deren Schutz auf Beverunger Gebiet genügen werden, andernfalls stelle ich anheim die Polizeiorgane entsprechend zu vermehren.³⁰

Der Bürgermeister versprach Hilfe. Die Gewerkschaftszeitung „Der Holzarbeiter“ berichtete über den weiteren Verlauf des Streiks wie folgt:

Streik in Beverungen.

Seit Mittwoch, den 7. Mai, stehen sämtliche Arbeiter der Firma E. Rose, Holzwarenfabrik, in Streik. Ein letzter Einigungsversuch, der seitens des Bürgermeisters unternommen war, scheiterte an dem Widerstande des Arbeitgebers. Um die Bürgerschaft von Lauenförde, Beverungen und Umgegend über die Vorgänge, die zur Kündigung der Arbeiterschaft geführt haben, aufzuklären, fanden am Sonntag, den 4. Mai, in Lauenförde und Beverungen zwei öffentliche Versammlungen statt. Welches Interesse auch von der Bürgerschaft der Lohnbewegung entgegengebracht wird, dürfte daraus hervorgehen, dass die Lauenförder Versammlung von rund 250 und die Beverunger Versammlung von rund 500 Personen besucht war; auch die Vertreter der Behörden waren erschienen. Folgende Entschließung wurde in beiden Versammlungen einstimmig angenommen:

³⁰ StadtA Beverungen, Regplan 1900-1926, Abt. B Fach VIII Nr. 11.

Achtung!

Bei der Firma Ernst Rose, Holzwarenfabrik Beverungen hat ein großer Teil der Arbeiter wegen Lohndifferenzen ihre Kündigung eingereicht.

Wir ersuchen alle Arbeiter von Beverungen, Lauenförde und Umgegend dieses zu beachten und den Betrieb zu meiden.

Zentralverband christlicher Holzarbeiter.
Christlicher Metallarbeiter-Verband.

Brakeler Anzeiger 26. Jg. (1913), Nr. 53 vom 6. Mai 1913.

Bekanntmachung.

Auf Grund des Ministerial-Erlasses vom 11. September 1872 werden aus Anlaß des Ausstandes der Arbeiter der Firma E. Rose-Beverungen die beteiligten Kreise auf die Strafvorschriften des § 153 des Reichs-Gewerbe-Gesetzes, sowie der §§ 110 bis 116 des Reichs-Strafgesetzbuches ausdrücklich hingewiesen.

Verboten ist, Andere (Arbeitswillige) durch Anwendung körperlichen Zwanges, durch Drohung, durch Ehrverletzung, oder durch Verhinderung zu bestimmen oder zu bestimmen versuchen, an der Beendigung (Ausstand) teilzunehmen, oder durch gleiche Mittel hindern oder zu hindern versuchen, von der Beendigung zurückzutreten.

Den Aufforderungen der Polizeibehörden ist in allen Fällen ungehindert Folge zu leisten. Dieses gilt besonders bei Ansammlung größerer Menschenmengen auf den Straßen.

Arbeitswilligen wird voller staatlicher Schutz gegen jeden Versuch der Nötigung zugesichert.

Beverungen, den 6. Mai 1913.

Die Polizeibehörde.

Scheidt, Bürgermeister.

Brakeler Anzeiger 26. Jg. (1913), Nr. 54 vom 8. Mai 1913.

„Die in Lauenförde und Beverungen stattgefundenen, von Bürgern, Gewerbetreibenden, Landwirten und Arbeitern stark besuchten öffentlichen Versammlungen nehmen Kenntnis von der Entstehung der Differenzen zwischen der Firma Ernst Rose und deren Arbeitern. Sie erklären, daß nach Anhören des ausführlichen Referats die Schuld an der Zuspitzung der Verhältnisse, die schließlich zur Einreichung der Kündigung seitens der Arbeiterschaft geführt hat, einzig und allein der Firma E. Rose zuzuschreiben ist. Die Versammelten erklären, dass bei dem jedenfalls unvermeidlichen Kampf die Sympathien der Bevölkerung von Beverungen und Lauenförde aufseiten der kämpfenden Arbeiterschaft sind. Mit aller Energie müssen die im christlichen Holzarbeiter-, Metallarbeiter- und Malerverband organisierten Arbeiter der Firma E. Rose in diesem durchaus berechtigten Kampf unterstützt werden.“

Die nichtorganisierten Arbeiter werden aufgefordert, sich ungesäumt ihrer Berufsorganisation anzuschließen, um für die Arbeiter befriedigende Verhältnisse herbeiführen zu können. Von dem Solidaritäts- und Standesbewußtsein der Arbeiterschaft des Wesertals wird erwartet, daß sich kein Arbeiter findet, der den um bessere Existenzbedingungen kämpfenden Arbeitern in diesem berechtigten Kampf in den Rücken fallen wird.“

Anscheinend rechnet die Firma auf Arbeitswillige aus der näheren und weiteren Umgebung. Am ersten Streiktag rückte morgens eine Kolonne von 20 Mann unter Bewachung von 3 Gendarmen nach Beverungen. Nach Aufklärung seitens unserer Streikposten zogen es die Leute jedoch vor, wieder abzureisen.(...).³¹

Im Bericht des Bürgermeisters an den Landrat vom 24. Mai 1913 wird die „offizielle“ Situation deutlich:

Die Arbeiter der Firma E. Rose befinden sich seit dem 7. d. M. im Ausstand. Nur wenige Arbeiter, etwa 12 Mann, einschl. der jugendlichen Arbeiter, werden weiter beschäftigt, der eigentliche Maschinenbetrieb ruht vollständig. Die Bemühungen des Fabrikbesitzers E. Rose, von auswärts besonders aus dem Kreise Uslar Arbeiter heranzuziehen, sind gescheitert.

Abgesehen von einem Fall, der gestern abend vorgekommen ist, sind Ausschreitungen der Streikenden nicht beobachtet worden. Bei dem gestrigen Vorfall handelt es sich um eine wörtliche Beleidigung (Streikbrecher, Hallunke) des Kontrolleurs einer von Rose aus Hamburg herangezogenen Streikkolonne in Stärke von 54 Mann. Für diese Leute sind in dem alten Fabrikgebäude Schlafräume, Kantine bzw. Küche eingerichtet worden.

Da die hiesigen Arbeiter über die Heranziehung dieser Kolonne erbost sind, ist nicht abzusehen, ob nunmehr nicht doch Ausschreitungen vorkommen.

Die Kolonne ist am 21. d.M. gekommen. Seit diesem Tage muß ständig ein Polizeiposten am Fabrikgebäude stehen von morgens 6 bis abends 9 oder 10 Uhr.

Dazu reicht das hiesige Personal nicht aus, auch bei regelmäßigen Ablösungen.³²

Der Bürgermeister Schriek forderte deshalb erneut Verstärkung an. Das Gewerkschaftsblatt berichtete dazu folgendermaßen:

³¹ Der Holzarbeiter 14(1913) No. 21 vom 23.5.1913, S. 92.

³² StadtA Beverungen Regplan 1900-1926, Abt. B Fach VIII Nr. 11.

Zum Streik in Beverungen ist zu berichten, dass die Firma Rose sich jetzt an die Streikbrecher-Firma Ww. Müller in Hamburg-Wandsbeck um Arbeitswillige gewandt hat, nachdem alle Versuche, aus der Umgegend Arbeitswillige heranzuziehen, fehlgeschlagen waren. Am Donnerstag der letzten Woche, ausgerechnet an einem kath. Feiertage, wo hier völlige Arbeitsruhe herrscht, kam ein Transport von 56 Mann, darunter die zweifelhaftesten Elemente, in Beverungen an. Diesen Leuten hat die Firma Rose 3,25 Mk. pro Tag nebst freier Kost und Logis versprochen. Da die Beverunger Einwohner die „Hamburger“ nicht beherbergen, hat die Firma Unterkunftsräume im Betriebe herrichten lassen. Wie ein Teil der „Arbeitswilligen“ von ihren Vermittlern hinters Licht geführt sind (der größte Teil der „Hamburger“ dürften wohl berufsmäßige „Arbeitswillige“ sein), beweist nachstehende Erklärung, die uns ein Arbeitswilliger bei seiner Abreise übergeben hat

„Hiermit erkläre ich durch Namensunterschrift, dass mir bei der Annahme durch den Arbeitsnachweis der Ww. Müller, Wandsbeck, Hamburgerstr. 5 I, Inhaber Lindemann und Mayer, nicht mitgeteilt worden ist, dass in Beverungen bei der Firma Ernst Rose die Arbeiter im Streik stehen. Wäre mir resp. meinen Kameraden gesagt worden, dass wir als Streikbrecher fungieren und ehrliche Arbeiter in ihrem berechtigtem Bestreben hindern sollten, hätte ich und ein großer Teil meiner Kameraden die Arbeit nicht angenommen. Ich bedaure es aufs lebhafteste, dass wir die Hand dazu geboten haben, durch Vermittlung der Streikbrecheragenten ehrlichen Arbeitern in den Rücken zu fallen. Warnen möchte ich jeden Arbeiter, auf solche Angebote einzugehen und sich nicht zum Verrat an seinen Standesgenossen mißbrauchen zu lassen.“ Fritz Lindner

Die Firma Rose wird an der Sorte Arbeiter, die sie jetzt im Betriebe hat, jedenfalls nicht viel Freude haben. Im Gegenteil. Wenn die Firma die Kosten berechnet, die die Anwerbung sowie die Unterhaltung der Leute verursacht und dagegen die Forderungen ihrer alten Arbeiter hält, muß sie doch zu der Eingeständnis kommen, dass es vorteilhafter gewesen wäre, Frieden mit ihren älteren Arbeitern zu schließen.³³

Auch die Beverunger Bevölkerung bezog zu den Ereignissen Stellung. Indem sie die Hamburger Streikbrecher nicht aufnahm, zeigte sie sich solidarisch mit ihren streikenden Mitbürgern. Dieser Tat sollten aber auch noch Worte folgen, denn in einem anonymen Schreiben „mehrerer älterer Bürger“ wird der Bürgermeister aufgefordert, endlich seiner Pflicht gegenüber den Arbeitern nachzukommen. Auch der Fabrikant Rose lasse sicher mit sich sprechen. Sie weisen schließlich noch darauf hin, dass die Stadt durch das „Hamburger Gesindel“ in Verruf geraten könnte: *Was wird das Ende sein, wenn dieses fremde Gesindel hier bleibt: Zank, Streit und Schlägereien und das sollen wir ruhig mit ansehen: Nein! Da werden wir andere Schritte tun, wenn sie es nicht können.³⁴*

Im Juni spitzte sich die Lage zu, wiederholt wurden einzelne Hamburger Arbeiter wörtlich und tätlich beleidigt, wie es der Bürgermeister formulierte. Rose befürchtete gar einen Angriff auf seine Fabrik. Dazu bestand aber offenbar kein Anlaß, zumal die Mehrzahl der streikenden Arbeiter abgereist war und sich eine neue Tätigkeit suchte.

³³ Der Holzarbeiter 14(1913), No. 22 vom 30.5.1913, S. 96

³⁴ StadtA Beverungen, Regplan 1900-1926, Abt. B Fach VIII Nr. 11.

Dazu benötigten sie allerdings ein Zeugnis des Arbeitgebers, das ihnen aber nicht immer gegeben wurde, wie aus einem Protokoll vom 28. Juni 1913 hervorgeht:

Es erschienen heute:

1. Der Fabrik Schlosser August Berg, von hier,
2. Der Heizer August Schubert, von hier, und tragen vor:

Der Fabrikbesitzer Ernst Rose weigert sich, uns ein Zeugnis über die Art und Dauer unserer Beschäftigung auf seiner Fabrik zu geben, wozu er nach Paragraph 113 der Reichsgewerbeordnung verpflichtet ist. Wir bitten daher polizeilicherseits Rose aufzufordern, daß er uns ein entsprechendes Zeugnis ausstellt.³⁵

Dazu war Rose aber auch jetzt noch nicht bereit. Wenig später gelangte er aber offenbar zu der Einsicht, dass der Konfrontationskurs auf Dauer nicht erfolgreich sein konnte und suchte durch Vermittlung Dritter ein Ende des Streiks herbeizuführen. Am 18. Juli 1913 wurde der Streik durch die gütliche Einigung der Parteien beendet.

Im Gewerkschaftsblatt „Der Holzarbeiter“ wird ein Resümee des Streiks gezogen:

Der Streik bei der Firma E. Rose in Beverungen mit Erfolg beendet.

Nach 10wöchiger Dauer ist der Streik bei der Holzwarenfabrik E. Rose in Beverungen mit gutem Erfolge beendet worden. Nach längern Verhandlungen wurde den Arbeitern Folgendes zugestanden:

1. Eine allgemeine Erhöhung der Stundenlöhne um 5 Pfg. pro Stunde.
2. Festsetzung der Akkordpreise in der Weise, dass

a) die Wagenbauer	einen Tagelohn von	4,50 Mk.
b) " Maschinenschlosser	" " "	4,20 Mk.
c) " Schmiede	" " "	5,00 Mk.
d) " Lackierer	" " "	4,50 Mk.

verdienen.

3. Die früheren Akkordsätze, bei welchen schon die erwähnten Sätze und höhere erreicht wurden, bleiben bestehen.

Diese Zugeständnisse entsprechen durchweg den gestellten Forderungen.

In der Versammlung vom Dienstag, den 15. Juli, wurden diese Zugeständnisse von den streikenden Kollegen einstimmig angenommen und beschlossen, die Arbeit wieder aufzunehmen. Die Wiederaufnahme der Arbeit wurde auf Freitag, den 18. Juli und Montag, den 21. Juli, festgesetzt. Vorher sollen die Streikbrecher erst den Betrieb verlassen. Außerdem müssen teilweise die Maschinen repariert werden. Darum konnte für einen Teil der Kollegen die Wiederaufnahme der Arbeit erst auf Montag, den 21. Juli, festgesetzt werden.

Zum ersten Male ist zu Beverungen im Wesertale ein Streik geführt worden, dem mehr als alltägliches Interesse entgegengebracht worden ist. Mancher Kenner der gewerblichen Verhältnisse im Wesertale hat zweifelnd den Kopf geschüttelt, als die christlichen Holzarbeiter von Beverungen es wagten, die Arbeit niederzulegen. Vertrauend jedoch auf die Einigkeit und Geschlossenheit unserer Kollegen wurde, nachdem alle Versuche auf friedliche Erledigung der Wünsche der Arbeiter fehlgeschlagen

³⁵ StadtA Beverungen Regplan 1900-1926, Abt. B Fach VIII Nr. 1.

waren, der Streik begonnen. Es muß rückhaltlos anerkannt werden, dass unsere Kollegen während des Streiks sich musterhaft gehalten haben. Nicht ein einziger Kollege ist umgefallen, was sehr selten bei einem solchen Streik ist.

Als 8 Tage nach Beginn des Streikes zirka 50 Streikbrecher aus Hamburg in die Fabrik einzogen, da glaubte man allgemein in Beverungen, der Kampf sei verloren. Manche Kollegen meinten, der Verband müsse unbedingt mit viel Geld versuchen, diese Streikbrecher abzuschieben. Darauf reiste unser Verbandsvorsitzender, Kollege Kurtscheid, anscheinend zu diesem Zwecke mit einer schweren Tasche voll Geld versehen nach hier. Die Hamburger gefielen ihm jedoch so „vorzüglich“, daß er sich sagte, diese Gesellschaft müssen wir noch etwas hier behalten, das sind für uns „nützliche Elemente“. Sie waren in der Fabrik einlogiert und mußten vom Fabrikanten gut entlohnt und gut gepflegt werden. Heute freuen wir uns, dass wir für diese Streikbrecher das Reisegeld gespart haben. Hoffentlich wird es unseren Kollegen, durchweg alles alte, bewährte Arbeiter der Firma Rose, bald gelingen, daß der Betrieb wieder in der alten Weise funktioniert. Wie von Augenzeugen mitgeteilt wird, sollen die Maschinen und Werkzeuge sich in einem Zustande befinden, daß es zum Erbarmen sei. Den Schaden hätte sich die Firma ersparen können, wenn sie, wie Tausende anderer Arbeitgeber es auch tun, anfangs einen friedlichen Vergleich mit der Organisation der Arbeiter geschlossen hätte. Unsere Kollegen aber werden aus dem Streik die Lehre ziehen, daß einiges und treues Zusammenhalten im Verbandsbande dauernd notwendig ist.³⁶

Damit fand der erste Arbeitskampf in der Geschichte Beverungen ein für die Arbeiter gutes Ende. So verzeichnen es die Akten, allein bei Hachmeyer findet sich noch ein Hinweis, der hier nicht ausgespart bleiben soll. Nach kurzer Streikdauer sah Rose ein, daß er einen falschen Weg eingeschlagen hatte, denn die ungeschulten Streikbrecher hatten inzwischen wertvolle Arbeitsmaschinen durch unrichtige Handhabung unbrauchbar gemacht. Jetzt lenkte Rose ein und war mit der Forderung seiner Stammarbeiter einverstanden. Als Arbeitgeber fühlte er sich jedoch gekränkt und so kündigte er nach und nach die Anführer des Streiks aus irgend einem vertretbaren Grunde.³⁷ Besonders der letzte Satz ist eine kleine, aber nicht unwichtige Ergänzung der Akten.

Erst nach dem 1. Weltkrieg kam es wieder zu Lohnkonflikten. Die noch junge Zahlstelle Beverungen des Zentralverbandes christlicher Holzarbeiter hatte ihre Bewährungsprobe bestanden und sich in der Stadt etabliert. Die „Schlafmütze“ war endgültig abgelegt worden.

³⁶ Der Holzarbeiter 14(1913), No. 30 vom 25.7.1913, S. 130.

³⁷ Hachmeyer, Werdegang der Firma Ernst Rose, Holzwarenfabrik, Beverungen und der Streik der Arbeitnehmer im Jahre 1909, unveröffentlichtes Manuskript im Stadtarchiv Beverungen.

750 Jahre Anreppen: Von Römern, Sachsen und anderen¹

von Jens Schneider

Annette von Droste-Hülshoff ist in Westfalen wohl bekannt. Ihre „Westfälischen Schilderungen aus westfälischer Feder“² beschreiben die Menschen ihrer Heimat: Münsterländer, Sauerländer und die Bewohner des Hochstifts Paderborn, „wo der Mensch eine Art wilde Poesie in die sonst ziemlich nüchterne Umgebung bringt, und uns in die Abruzzen versetzen würde, wenn wir Phantasie genug hätten. Nicht groß von Gestalt, hager und sehnig, mit scharfen, schlaun, tiefgebräunten, und vor der Zeit von Mühsal und Leidenschaft durchfurchten Zügen“ fehle den Menschen in dieser Gegend „nur das brandschwarze Haar zu einem entschieden südlichen Aussehen“.

Wie kommt sie dazu, die würdigen Westfalen mit mittelitalienischen Bergbewohnern zu vergleichen? Würdige Westfalen deshalb, weil sie aus einer hochgestellten Familie stammte. Anna Elisabeth Freiin Droste zu Hülshoff, geboren auf dem Familiensitz Schloss Hülshoff bei Münster, wenige Jahre nach der französischen Revolution, zu einer Zeit aufgewachsen, wo der Adel vielerorts nach neuem Selbstverständnis suchen musste. Sie war ein hochbegabte Frau, die sich meisterhaft mit Musik und Literatur beschäftigte, ohne damit an die Öffentlichkeit zu treten; man stelle sich vor, der Name eines Freifräuleins in der Zeitung! Sie hat sich aber in ihrem verhältnismäßig kurzen Leben dennoch von den Vorgaben, was eine Frau zu tun und zu lassen habe, emanzipiert. Sie hat nie geheiratet und pflegte enge oder eher innige Beziehungen, soweit dies möglich, zu gleichgesinnten Freundinnen, Sybille Mertens und Adele Schopenhauer, die später gemeinsam in Italien lebten; auch ihre Gedichte und Kirchenlieder fanden damals nicht immer Gefallen vor katholischen Ohren. Von der Sehnsucht nach der italienischen Campagna, seit Goethe Symbolwort eines intellektuell und sinnlich erfüllten Lebens, künden auch diese Verse:³

O! ich möchte wie ein Vogel fliehen!
Mit den hellen Wimpeln möcht ich ziehen!
...
Mich durch fremde Schöpfungen, voll Lust
Hinzuschwingen fessellos und frei!
O! das pocht, das glüht in meiner Brust.

¹ Der folgende Aufsatz entspricht dem Festvortrag anlässlich der 750-Jahr-Feier am 1.7.2000 in Anreppen, Kreis Paderborn. Die Vortragsform wurde im Wesentlichen beibehalten und nur um die bibliographischen Nachweise ergänzt. Für wichtige Hinweise danke ich den Herren Professoren Dr. Manfred Balzer, Paderborn/Münster und Dr. Heinrich Schoppmeyer, Bochum/Witten sowie Frau Susanne Krause und Herrn Guido Berndt am Paderborner Institut.

² Annette von Droste-Hülshoff, Historisch-kritische Ausgabe, hg. von W. Woesler, Bd. 5.1, 1978, S. 54.

³ Ebd. Bd. 2.1, 1994, S. 171.

Rastlos treibts mich um im engen Leben.
 Freiheit heißt der Seele banges Streben
 Und im Busen tönts Unendlichkeit!

Ich möchte offen lassen, welcher Art das italienische Feuer war, das sie im Sinn hatte, wenn sie die Leute aus der Paderborner Gegend als die „Italiener unter den Westfalen“, wie ein Kenner der hiesigen Verhältnisse formulierte⁴, darstellt. Als Historiker suche ich aber nach Erklärungen, nach Verbindungen von Italien nach Westfalen, genauer: von den Abruzzen nach Anreppen.

Werfen wir also einen Blick auf Anreppen im Lauf der Jahrhunderte!⁵ Es scheint keine steinzeitlichen Siedlungsspuren zu geben. Das ändert sich aber in der Zeit um Christi Geburt. Damals waren Wasserstraßen in viel höherem Maße als heute bequeme Transportwege. So erstaunt es uns nicht, einen Sprung südlich der Lippe Siedlungsspuren in Form von Tonscherben zu finden — ein sehr übliches Anzeichen menschlicher Präsenz. Es handelt sich um einheimische Keramik, die aber nicht eindeutig zu datieren ist. Ganz unstrittig allerdings ist die Deutung dunkler Linien auf einem Areal von 750 auf 330 Metern. Hier muss ein römisches Militärlager gewesen sein.⁶ Die dunklen Stellen, die sich klar gegen den hellen sandigen Boden abzeichnen, sind ehemalige Gräben, in denen Pfosten steckten. Diese Pfosten waren mit Flechtwerk verbunden, das mit Schlamm ausgefüllt wurde: So entstanden einfache Mauern. Die aufwändigere Variante war Fachwerk, also ein Gerüst aus leichten Holzbalken, das wiederum zugedichtet wurde. Bei einem Brand, und ein solcher hat unzweifelhaft stattgefunden, verbrennt die Holzkonstruktion bis unter die Erde und färbt das umliegende Erdreich dunkel; mitunter findet man noch verkohlte Holzrestchen oder Nägel.

Bei den Grabungen seit 1967 hat man also die idealtypische Struktur eines römischen Legionslagers vorgefunden: Ein Geviert, das durch Straßen unterteilt wird. Vom Haupttor im Osten läuft die *Via praetoria* auf eine Art Kommandantur in der Mitte zu, nämlich das Prätorium, und stößt genau davor T-artig auf die *Via principalis*. Das Prätorium stellt zusammen mit dem Stabsgebäude für die Offiziere eine Insel im Lager dar. Die Gebäude sind solider, komfortabler; ein römischer Feldherr braucht eine

⁴ R. Wansleben in: Kreis Paderborn. Wirtschaftsstandort mit Lebensqualität (Deutsche Landkreise im Porträt), 1996, S. 12.

⁵ E. Bertelsmeier, *Bäuerliche Siedlung und Wirtschaft im Delbrücker Land*, Diss. Münster 1942; Heimatbuch des Kreises Büren [hg. von W. Schnettler], 1923, 1925, 1930; G. Henkel, *Geschichte und Geographie des Kreises Büren*. Mit einer Gesamtkarte der siedlungsgeschichtlichen Denkmäler, 1974; J. Körner, *Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen*. Kreis Büren, 1926; H. Pohlmeier, *150 Jahre Landkreis Büren*, 1966; A. Pollmann, *Geschichte des Delbrücker Landes*, 1990; H. Schoppmeyer, *Geschichte des Hochstifts Paderborn und des Paderborner Landes*, in: J. Drewes, *Das Hochstift Paderborn*. Porträt einer Region, 1997, S. 9–30; J. Tönsmeier, *Das Lippeamt Boke*, 1968.

⁶ J.-S. Kühlborn (Hg.), *Germaniam pacavi – Germanien habe ich befriedet*. Archäologische Stätten augusteischer Okkupation, 1995. Zum Lagerbau vgl. Flavius Renatus Vegetius, *Epitoma Rei Militaris*, hg. und übers. von F. Wille (Wiss. Reihe. Klassiker der Militärgeschichte), 1986, c. 21–25, S. 24–28.

angemessene Unterkunft, und auch seine Offiziere können sich nicht in den Mannschaftsgebäuden drängen, die geometrisch sauber zwischen Prätorium und der Lagerbefestigung angeordnet sind. Da kam schon einiges zusammen: Eine Legion hatte in der Regel 60 Zenturien, die anfangs 100, später 60 Legionäre umfasste; immer für 10 war ein Decurion zuständig usw. Sie können das bei Asterix und Obelix nachlesen. Unser Lager ist also recht gut erforscht: Wir wissen, wo der Großteil der Gräben und Holz-Erde-Barrieren verlief, wir kennen den Straßenverlauf und die mittigen oder seitlichen Abwassergräben, und wir kennen das Süd- und das Osttor mit den typischen Torgebäuden. Die „Insel“, wo der Feldherr in seinem Prätorium residierte, war 141 auf 71 Meter groß, über 3 000 m² waren überbaut. Das ist für ein Legionslager allerdings schon sehr großzügig angelegt.

Das bringt uns zu der Frage, was es mit dem Lager hier an der Lippe auf sich hatte. Wir müssen es im Kontext der Germanenkriege sehen, wenn man sie einmal so nennen will, die zeitweise ein Drittel der gesamten römischen Militärmacht beanspruchten. Seit Cäsar war Gallien, also in etwa das heutige Frankreich bis hin zur Rheingrenze, fest in römischer Hand. Der Rhein bot eine natürliche Grenze nach Osten, die recht zuverlässig war. Im nächsten Schritt sollten aber die Germanenvölker besiegt und zu Verbündeten gemacht werden, um das Römische Reich am liebsten bis an die Oder auszudehnen. Diese Aufgabe hatte sich Gaius Octavius, besser bekannt als Oktavian, gestellt. Er war der Großneffe des „göttlichen“ Cäsars, bei dessen Tod knapp 20 Jahre alt, und er war derjenige, der sich in den Wirren nach Cäsars Ermordung im Jahre 44 v. Chr. — Sie erinnern sich vielleicht an die Iden des März — durchsetzen konnte und schließlich Augustus nennen ließ, was ‘der Erhabene’ bedeutet, ein Titel, den gut acht Jahrhunderte später Karl der Große aufgreifen wird. Augustus also schickte seine beiden Stiefsöhne Drusus und Tiberius als Feldherren in die germanische Barbarei. Sie denken jetzt vor allem an Quinctilius Varus, der nach seiner vielbesungenen Niederlage 9 n. Chr. Selbstmord beging, worauf Tiberius, der Augustus nach dessen Tod 14 n. Chr. auf den Thron nachfolgen sollte, die Reorganisation der rechtsrheinischen Verhältnisse betrieb. Das bedeutete Rückzug bis an den Rhein, der mit Befestigungen gesichert war und wurde, die uns heute als Nimwegen, Xanten, Neuss, Köln, Bonn oder Mainz bekannt sind. Aber die sogenannte Varusschlacht fand mit Sicherheit nicht in Anreppen statt und wir sind zeitlich damit schon etwas vorausgeeilt.⁷

Der römische Geschichtsschreiber Velleius Paterculus berichtet nämlich von einem Winterlager des Feldherrn Tiberius, das im Herbst des Jahres 4 n. Chr. „ad caput Iuliae [i.e. Lupiae] fluminis“ errichtet wurde.⁸ Das heißt wörtlich ‘am Haupt des Lippeflusses’. Wir sind hier am Oberlauf der Lippe, sodass es nicht unwahrscheinlich ist, das

⁷ Dazu R. Wiegels/W. Woesler (Hg.), *Arminius und die Varusschlacht. Geschichte – Mythos – Literatur*, 1995, dort u. a. D. Flach, *Der taciteische Zugang zur Welt der Germanen*, S. 143–166.

⁸ Velleius Paterculus, *Historiae*, hg. von W. S. Watt (*Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana*), 1988, II.105, S. 73. Zu Velleius nun U. Schmitzer, *Velleius Paterculus und das Interesse an der Geschichte im Zeitalter des Tiberius*, 2000.

Anreppener Römerlager als das des Tiberius anzusehen. Dafür spräche die Ausführung des hiesigen Lagers, die Dimension des Prätoriaums sowie zwei beachtliche Fruchtspeicher, deren Fundamente erschlossen wurden; der eine war rund 60 Meter lang und hat in der Gegend des heutigen Friedhofs gestanden.

Warum hat der spätere Kaiser Tiberius ausgerechnet hier überwintert, und nicht etwa in Bocke? Nun, erstmal wurde nicht nur überwintert, sondern es lagen wohl über mehrere Jahre Truppen hier. Das Lager ist solider angelegt als man es von einem Durchgangslager erwarten würde. Wir müssen uns die Lippe als eine Heerstraße vorstellen, an der in regelmäßigen oder unregelmäßigen Abständen römische Militärlager errichtet wurden: Ausgehend von Xanten sind bekannt Holsterhausen, Haltern, Oberaden und eben Anreppen. Dazu kamen weitere kleinere Marschlager oder Nachrichtenstationen wie Beckinghausen. Das römische Vordringen nach Osten organisierte sich über die Lippe und über die Ems, und dazwischen gab es sicher Verbindungsstraßen. Interessant dabei ist, dass die Römer zwar die Bequemlichkeit eines Wasserweges, der wie die Lippe mit Lastkähnen oder am Ufer ziemlich weit befahrbar war, zu nutzen wussten, dass sie aber wenn nötig den Straßenbau durchaus querfeldein betrieben, und zwar mit Meisterschaft. Nehmen wir das Delbrücker Land: Weite Gebiete dieser Gegend waren zweifellos mit Wald bedeckt, es gab aber auch sandige und sumpfige Ecken.

O, schaurig ists übers Moor zu gehen,
wenn es wimmelt vom Heiderauche.
Sich wie Phantome die Dünste drehn,
Und die Ranke häkelt am Strauche.
Unter jedem Tritt ein Quellchen springt,
Wenn aus der Spalte es zischt und singt.
O, schaurig ists übers Moor zu gehn,
Wenn das Röhricht knistert im Hauche!⁹

Für solche schaurigen Gegenden bauten die Römer Moorbrücken. Dazu wurden nicht vollständig entastete Baumstämme in den schmatzenden Boden gesteckt, untereinander wieder mit Flechtwerk verbunden, um sichere Basispunkte herzustellen. Mit Bohlen verbunden ergab das eine Brücke, die vielleicht nicht für die Ewigkeit halten, aber doch für einige Jahre ihren Dienst tun mochte.

Aber zurück zur Frage nach dem Standort Anreppen. Bevor solch aufwändige Straßen und Lager gebaut wurden, hatten Prospektoren die Gegend erkundet und zurückgemeldet, wo z. B. eine günstige Stelle für ein Lager sei. Und in Anreppen muss es ihnen gut gefallen haben. Schaut man sich die Lage des ehemaligen castrum an, gibt es in der Tat einige Vorteile. Wo auch immer der Lauf der Lippe damals zu suchen war, er kann nicht weit gewesen sein, sodass der Ort verkehrsgünstig gelegen war.

⁹ Droste-Hülshoff, Bd. 1.1, 1998, S. 67.

Zudem dürfte er hochwassersicher gewesen sein; noch heute bleibt der Boden am Römerlager trocken, wenn im Nachbarort Boke schon das Wasser in der Kirche steht.

Das ist auch anderen aufgefallen. Die einheimische Keramik, die bei den Grabungen gefunden wurde, deutet auf nichtrömische Siedlungspräsenz hin. Es haben also auch schon Germanen hier gewohnt. Nähere Aussagen zu treffen, ist nach den archäologischen Befunden ungemein schwierig. Die verwendete Keramik, die ja ohnehin nur in Scherbenform auf uns gekommen ist, lässt sich nicht nach den unterschiedlichen Völkern spezifizieren. Man muss sich also auf die schriftlichen Quellen verlassen, die wie etwa Paterculus oder auch Tacitus, der uns die meisten Informationen liefert¹⁰, über die Germanen berichten — freilich aus römischer Perspektive. Wir haben heute ein ganz anderes Germanenbild als noch in den 60-er und 70-er Jahren dieses Jahrhunderts. Die Vorstellung von den Germanen war, wie auch ihr Name, durch die Wahrnehmung von Leuten wie Tacitus bestimmt. Heute liest man seinen Bericht aber kritischer und kommt, auch durch interdisziplinäre Methoden, die die Forschungen von Archäologen, Historikern, Sprach- und Literaturwissenschaftlern vergleichen, zu anderen Einschätzungen. Wir müssen uns vom Bild der plündernden, kriegslustigen, einerseits grausamen, andererseits gutmütig bis dummen Horden verabschieden. Es waren auch keine Stämme, die ein einendes germanisches Zusammengehörigkeitsgefühl verbunden hätte, sondern eigenständige Völker (*gentes*). Diese mochten sich wohl zu militärischen Aktionen zusammenfinden, gingen aber sonst ihrer eigenen Wege, und auch der Oberbegriff Germanen erscheint immer fraglicher. Natürlich entsprachen sie nicht den römischen Vorstellungen von Zivilisation, weshalb sie Barbaren waren und blieben, aber man darf nicht die Augen davor verschließen, dass in der Spätantike immer mehr militärische Positionen und Ämter der römischen Verwaltung von Germanen übernommen wurden. Kurz nach der Zeitenwende stehen wir erst am Anfang dieses Prozesses, aber schon der Cherusker Arminius, seit dem 17. Jahrhundert Hermann genannt, hatte als Offizier an römischen Heerzügen teilgenommen und das römische Bürgerrecht und Adelswürden erlangt. Ein ähnlich verzerrtes Bild existiert von den Normannen, die im neunten Jahrhundert im Frankenreich Karls des Großen und seiner Nachfolger für Schrecken sorgten, und auch da gab es verschiedene Gruppen, die als Krieger o d e r als Händler kommen konnten.

Man darf also friedliche Beziehungen zwischen Römern und Germanen nicht ausschließen. Das wird an der Lippe auch bestätigt durch die Fundstellen, die nämlich einheimische und frühromische Keramik zusammen zeigen. Das lässt nun verschiedene Deutungen zu. Wurde das Gelände des Römerlagers schon vorher von Sugambren, denn mit ihnen muss man — freilich ohne Gewissheit — an der Lippe rechnen, genutzt, bleibt es offen, ob sie von den Römern vertrieben wurden oder den Ort schon vorher aufgegeben hatten. Die Funde deuten aber auf Gleichzeitigkeit hin, d. h. auf die überwiegend friedliche Koexistenz im engeren Umkreis des Lagers. Da wurde gedol-

¹⁰ Tacitus, *Germania*, hg. von G. Perl (Schriften und Quellen der Alten Welt, 37.2), 1990.

metscht und gehandelt, z. B. Felle und Honig gegen die hochwertigere römische Tonware. Und nun kann man natürlich fragen: Was wurde zwischen den sugambrischen Frauen und den Römern so alles verhandelt und gedolmetscht? Vergegenwärtigt man sich die Situation einer römischen Legion, die über mehrere Jahre hinweg hier stationiert war, kann man verschiedene Kontakte zu den Einheimischen kaum ausschließen.

Wie ging es weiter mit den Römern und den Sugambren? Ich fürchte, da passierte wenig. Von 14 bis 16 n. Chr. kam ein neuer Befehlshaber, der mit Eroberungs- und Rachefeldzügen richtig aufräumen wollte. Trotz brieflicher Mahnungen durch seinen Kaiser Tiberius, der ja wusste, wovon er sprach, führte er seine aggressive Politik weiter, die ihm den Namen Germanicus einbrachte. Das Lager Anreppen wurde ordnungsgemäß aufgegeben, d. h. unbrauchbar für die weitere Nutzung gemacht. Sehr wahrscheinlich wurde, wie das aus anderen Lagern ebenfalls bezeugt ist, auch der Brunnen vergiftet. Später kommen die Jahrhunderte der Völkerwanderungszeit, und es dauert sehr lange, nämlich bis ins 13. Jahrhundert, bis wir wieder Nachricht von Anreppen haben.

Das Schlüsselwort bei diesen Problemen ist die Siedlungskontinuität. Ist ein bestimmter Ort durchgängig, d. h. von Generation zu Generation bewohnt, oder gibt es Phasen, in denen dort niemand war? Das ist archäologisch durchaus erkennbar: Wenn ein Siedlungsort verlassen wird, somit wüst fällt, zeugt davon eine durchgehende Schicht von Erde, Staub und was sich so ansammelt, wenn nur der Wind darüberweht. In Anreppen ist der Befund eindeutig: Nachdem die Römer das Lager verlassen hatten, wurde das Areal außer durch Ackerbau nicht mehr genutzt, bis 1967 beim Anlegen einer Rübenmiete römische Keramikreste zum Vorschein kamen. Das geschah im südöstlichen Bereich des Lagers, knapp südlich der ehemaligen Via praetoria, damit nördlich des heutigen Gemeindefriedhofs.

Nur ein paar hundert Meter weiter aber haben wieder Menschen sich niedergelassen, und zwar ebenfalls am Ufer der Lippe. Dafür spricht jedenfalls der Ortsname, der in seiner ältesten Form in einer Urkunde von 1250 überliefert ist. Die mittelalterliche Form Anripe lässt sich in zwei Elemente teilen: ein Grundwort, das ist -reppen, und ein Bestimmungswort, das wäre an-. Mit dem an- kommen wir erstmal nicht weiter, der zweite Bestandteil ist einfacher zu bestimmen. Mittelniederdeutsch ripe oder rip kommt von altnordisch rípr, das möglicherweise auf das ältere hríp zurückgeht und Küste, Rand, Uferrand meint.¹¹ Es ist verlockend, an eine noch gemeingermanische Wurzel apa (epe) ‚Saft, Wasser‘, wie etwa im Flussnamen Donau, lateinisch Danubius, zu denken.¹² Dass dies auch das Grundwort in Anreppen wäre, ist unwahrscheinlich. Diese Zusammensetzung ist in Westfalen zudem wenig verbreitet. Auf keinen Fall aber kann apa der Ursprung der ersten Silbe, nämlich an- sein.¹³ Das wäre auch inhaltlich

¹¹ E. Förstemann, *Altdeutsches Namenbuch*, Bd. 2.2, ³1916, S. 598; H. Jellinghaus, *Die westfälischen Ortsnamen nach ihren Grundwörtern*, ³1930, ND 1971, 147f.

¹² Zu apa: E. Förstemann, *Altdeutsches Namenbuch*, Bd. 2.1, ³1913, S. 170f.

¹³ So J. Tönsmeier, *Das Lippeamt Boke*, 1968, S. 218.

wenig sinnvoll: Warum sollte man eine Siedlung Wasserufer nennen, wo doch ‚Ufer-
rand‘ oder ‚Küste‘ schon auf einen Flusslauf oder Bach hinweist? Das an- in Anripe
bleibt rätselhaft; je nach Alter des Namens könnte die Vorsilbe vielleicht im heutigen
Sinn verstanden werden. Zusammengefasst heißt das: Anreppen geht auf ein altes
Wortelement *ripr* zurück, das in vielen Sprachen weiterlebt und am frühesten in einer
skandinavischen Sprache belegt ist. Ich möchte Anreppen als ‚Siedlung am Ufer‘ ver-
stehen.

Anreppen ist eine typische Streusiedlung, d. h. keine enge dörfliche Gemeinschaft,
die sich beispielsweise um eine Kirche drängt, sondern eine lockere Ansammlung von
Höfen. Überreste davon sind erkennbar geblieben, deutlicher noch im benachbarten
Leste. Dafür gibt es verschiedene Gründe. Zum Einen ist die Größe und der Charakter
der Siedlung dafür verantwortlich. Anreppen dürfte von Anfang an eine bäuerliche
Siedlung gewesen sein, wo sich die Höfe zwangsläufig etwas lockerer gruppieren als in
einer zentral gegründeten Ansiedlung, wo um einen Kern herum geordnet Häuser
entstehen, die auch keinesfalls immer Bauernhöfe sind. Ein solcher Kern kann eine
Kirche sein, ein Kloster oder ein Herrenhaus, was in Anreppen nicht vorhanden war.
Die ersten Anreppener haben also auf ganz zwanglose Weise sich zusammengefunden,
ein Bauer zum andern. Ein weiterer Grund ist der regionale Brauch. Nimmt man den
Kreis Paderborn, muss man die Siedlungspraxis im nördlichen Teil — Delbrücker
Land — klar von der im südlichen Teil trennen. Dieser ist deutlich größer ($\frac{3}{4}$) und
lässt kompakte Siedlungen und sogar Städte erkennen: Paderborn beispielsweise oder
Büren, das 1015 von den Edelherren von Büren gegründet wurde. Im Norden waren
es durchgängig Streusiedlungen oder Einzelhöfe.

Schließlich sei noch die landschaftliche Gliederung erwähnt, an die die Menschen
sich anpassen, wenn sie irgendwo ein Haus bauen. Das Delbrücker Land war teils
moorig, teils urwaldartig, teils sandig (Heide), wobei der Wald überwog. Biologen
könnten erklären, warum das so war und weshalb irgendwann alles von Wald bedeckt
gewesen wäre, wenn nicht die Menschen gekommen wären. Dies alles spricht für ein
beträchtliches Alter des Ortes Anreppen. Möglicherweise existierten schon vor Karl
dem Großen einzelne Höfe. Damit sind wir im frühen Mittelalter, und über die Men-
schen, die damals hier wohnten, wissen wir schon etwas mehr. Es waren Sachsen, die
man in drei Stämme teilen kann: Ostfalen, Westfalen und Engern. Sie hatten keine
strenge hierarchische Organisation wie etwa die Franken, die unter Führung ihres Kö-
nigs Karl drei Jahrzehnte lang sich mühten, die Sachsen zu besiegen um die fränkische
Oberhoheit durchzusetzen: die berühmten Sachsenkriege. Natürlich lebten auch schon
einige Franken vorher hier, das lässt sich so eng nicht trennen, und es ist wiederum so,
wie es schon bei Römern und Sugambrenn war: Es gab durchaus auch friedliche Kon-
takte.

Der Vorwand für die Eroberung der sächsischen Gebiete war, anders als bei den
Römern, die sich nicht rechtfertigten, die Missionierung. Unter den Franken hatte seit
zwei bis drei Jahrhunderten sich die christliche Religion durchgesetzt. Diese meinten

sie nun den Sachsen mit aller Gewalt bringen zu müssen. Als die Sachsen das nicht wollten, wussten Karl und seine Ratgeber keine andere Lösung als „Tod oder Taufe“. Der zentrale Ort für diese Unternehmen wurde schnell Paderborn, eine vormals sächsische Siedlung, die Karl der Große als Aufmarschplatz nutzte und zum Symbol seiner Macht ausbauen wollte; eine Zeit lang nannte er den Ort Karlsburg.¹⁴ Die Sachsen brannten seine Burg aber mehrmals nieder, weshalb er doch wieder zum sächsischen Namen Paðerabrunno zurückkehrte, was nichts anderes heißt als ‚Ursprung der Pader‘, Paderspringe sozusagen. Die Pfalz, die Karl dort errichtete, war der Kern der späteren Stadt Paderborn. Eine Pfalz, im Latein der damaligen Zeit palatium, ist eine Art Palast. Gemessen an unseren Vorstellungen heute von einem Palast allerdings ist es eine verhältnismäßig bescheidene Einrichtung. Immerhin: Wir müssen uns eine geräumige Festhalle vorstellen, zweistöckig, mit offenem Kamin, wo Karl mit seinen Leuten aß und die freie Zeit verbrachte. Dazu kommen einige weitere Gebäude für die Bedienteten, Küche und Versorgung, Schlafräume für die Hochgestellten, und im Umkreis Hütten von Ansässigen, die bei den Aufgaben zur Hand gingen (Handwerk, Herbeischaffen von Nahrung für Mensch und Tier, Tierversorgung). Außerdem — wichtig — die sogenannte Pfalzkapelle, ein kleines Gotteshaus für die religiösen Bedürfnisse des Herrschers und seines Gefolges. Dies ganze Ensemble ist die Pfalz, und davon gab es eine ganze Menge verteilt über das Reich. Sie können das in Goslar oder eben hier in Paderborn (Museum in der Kaiserpfalz) anschauen. Der König herrschte, und zwar noch einige Jahrhunderte lang, im Umherziehen. Wo der König zugegen war, da war auch sein Königreich präsent; war er wieder weg, war das so eine Sache mit der Königsmacht. Viel änderte sich daran auch nicht, als er Kaiser wurde und sich, wie jener Oktavian über 800 Jahre zuvor, Augustus nennen ließ. Karl beanspruchte damit, wie alle fränkischen und später die deutschen Kaiser nach ihm, die Nachfolge der römischen Kaiser in der Herrschaft über ganz Europa. Unter anderem deshalb fanden Krönungen auch in Rom statt, und nicht nur in Aachen, wo er sich seit den 790-er Jahren so gerne aufhielt.

Im Jahre 777 holte Karl alle wichtigen Leute aus seinem Reich zusammen und hielt einen Reichstag in seiner Pfalz in Paderborn ab. Er wollte zeigen, dass er das Frankenreich, das damals bis zu den Alpen und den Pyrenäen reichte, vergrößert hatte. Auch ausländische Diplomaten kamen, unter anderen Gesandte aus Spanien, das damals in arabischer Hand war — die sogenannten Sarrazenen — und von einem Emir regiert wurde. Karl unterhielt sogar Kontakte zum Kalifen in Bagdad, der ihm einen weißen Elefanten namens Abū l-Abbas schenkte. Um Sachsen vollständig in Besitz zu nehmen waren Herrschaftsstrukturen notwendig. Im Verein mit der Kirche wurden Verwaltungsbezirke eingerichtet, jeder Bezirk bekam eine Kirche um die christliche Macht,

¹⁴ Paderborn. Geschichte der Stadt in ihrer Region, 3 Bd.e, hg. von F. Göttmann, K. Hüser und J. Jarnut, 2000.

oder das mächtige Christentum, darzustellen. Über alle Kirchen der Gegend wurde ein Bischof gesetzt, und zwar in Paderborn. Der erste Bischof war Hathumar, das war 806.

Warum erzähle ich Ihnen das alles? Weil es für die Entwicklung des Umlandes wichtig war. Nach der Bistumsgründung wurden immer mehr Gebiete in der Diözese urbar gemacht, es wurde Platz und Lebensgrundlage für immer mehr Menschen geschaffen, die das Land bevölkerten. Der zweite Paderborner Bischof, Badurad (815–62), verwirklichte einige folgenreiche Projekte. Sachsen war ja in mehrfacher Hinsicht Neuland unterm Pflug. Um eine Kirche weihen zu können, sind Reliquien des Namenspatrons notwendig, und gerade daran herrschte Mangel. Das sah im Westen des Reichs anders aus. Im heutigen Frankreich war das Christentum schon länger verbreitet und es gab eine ordentliche Anzahl von Märtyrern und anderen Heiligen. Dank guter Beziehungen und mächtiger Förderung — Karl hatte ja ein deutliches Interesse an der Christianisierung Sachsens — konnten mehrere Reliquien importiert werden. Der Prominenteste war ohne Zweifel Liborius, der im 4. Jahrhundert Bischof von Le Mans gewesen war. 836 wurden dessen Gebeine in einer spektakulären Translation aus Nordwestfrankreich nach Paderborn überführt.¹⁵ Aus dieser Zeit rührt die enge Verbindung zwischen Paderborn und Le Mans. Zahlreiche Wunder fanden dabei statt, z. B. eine blinde Frau, die wieder sehen konnte. Dergleichen wunderbare Ereignisse finden sich in allen Heiligenleben und Translationsberichten; ein guter Heiliger musste schon etwas leisten. Dieser Zug führte auch durch die Diözese Cambrai, eine alte Bischofsstadt, die heute an der belgischen Grenze liegt. Nach der Legende kommen von dort die Überreste des hl. Landolinus, die nach Boca überführt wurden. Boca ist die mittelalterliche Namensform von Boke und deutet auf Buchenwälder hin. Noch heute hat die Mutterkirche von Anreppen das Landolinuspatrozinium.

Was ich zu zeigen versucht habe, ist die große Bedeutung, die damals alles, was wir heute als kirchliche Angelegenheiten bezeichnen, für das Leben der Menschen hatte. Die Kirchenfürsten waren einflussreiche Herren, häufig die Mächtigsten weit und breit — solange der König fern war. Mein nächstes Beispiel wird das wiederum zeigen: Bischof Meinwerk von Paderborn, wir sind am Beginn des 11. Jahrhunderts, war ein wichtiger Reichsbischof. Er kam aus einer angesehenen Adelsfamilie und hatte viel Geld, was damals gleichbedeutend war. Man kann sich die mittelalterliche Gesellschaft als einen Geschenkekreislauf vorstellen: Wenn ein hoher Herr einen anderen, möglicherweise weniger hohen Herren schätzte und das zum Ausdruck bringen wollte, schenkte er ihm eine Besitzung; natürlich bekam er auch selbst welche geschenkt, wenn er nicht lauter Feinde hatte. Wer also damals angesehen war, war zwangsläufig auch wohlhabend. Sie sehen schon das logische Problem: Wer an der Spitze der Hierarchie steht, muss fortwährend neue Geschenke organisieren. Das war das Problem des Königs, weshalb er, vereinfacht gesagt, Kriege führen musste. Als im hohen Mit-

¹⁵ V. de Vry, *Liborius – Brückenbauer Europas. Die mittelalterlichen Viten und Translationsberichte. Mit einem Anhang der Manuscripta Liboriana*, 1997.

telalter Europa zu klein wurde, veranstaltete man die Kreuzzüge nach Palästina oder später auch nur nach Südfrankreich: Vorwand war, wie schon bei Karl dem Großen, die Heidenmission.

Zurück zu Meinwerk. Auch er bekam Geschenke vom König, das war Heinrich II., mit dem er gut befreundet war. Sie hatten gemeinsam die Domschule in Hildesheim besucht. Unter Meinwerk gewinnt diese Gegend Sachsens — heute würde man sagen OWL — wieder an Gewicht. Heinrich II. ist häufig zu Besuch in Paderborn, und die Stadt blüht auf unter Meinwerks Förderung. Der Bischof lässt den Dom und die Pfalz neu bauen, außerdem gönnt er sich einen eigenen Palast gleich neben dem Dom (auf dessen erhaltenen Kellergewölben heute das Diözesanmuseum steht). In Meinwerks Besitz befindet sich der Ort Lesete, den er dem Paderborner Kloster Abdinghof neben vielen anderen Ländereien aus Familienbesitz zur Gründung schenkt.¹⁶ Das war am 2. November 1031 und ist die früheste Erwähnung von Leste. Da schon von Geschenken die Rede war, sei beispielhaft erwähnt, was Heinrichs Nachfolger Kaiser Konrad II. allein in diesem Jahr 1031 der „Paderborner Kirche“, wie es in den Urkunden heißt, also dem Domkapitel, überträgt:¹⁷ Im Januar die Güter Alflaan und Etlinum, vermutlich Etteln, worauf ich noch zurückkomme, im Februar Bennanhusen, Valbroch und Dadanbroch, weiter Heinhusen, Winiden, Windelmuderode, Aldendorp, Rudbertessen, Sunderessen, Nisa und Hameressen, dann nochmal im August das Gut Sannanabiki.

Zu dieser Zeit muss es die Dörfer Boke, Leste und wohl auch Anreppen schon eine ganze Weile gegeben haben. Die Zeit des 11. und 12. Jahrhunderts wird in Europa gerne als klassisches Mittelalter bezeichnet. Es ist die Zeit, in der die heutigen Nationen sich langsam herausbilden und ein Wir-Gefühl entwickeln, es entsteht eine richtiggehende volkssprachige Literatur, d. h. Franzosen, Deutsche, später Spanier und Italiener schreiben und dichten nicht mehr nur auf Latein, sondern in ihrer Muttersprache. Es ist auch die Zeit des sogenannten Investiturstreites, also der zunehmend heftigen Auseinandersetzung zwischen dem deutschen König, der ja meist auch Kaiser war, und dem Papst. Dieser Machtkampf entzündet sich an der Frage, wer die Bischöfe im Reich einsetzen darf: der König, der sie auch mit Gütern ausstattet, oder der Papst als ihr geistlicher Vorgesetzter. Diese Frage erscheint uns heute verwirrend, im Mittelalter aber hatten die Bischöfe durchaus weltliche Funktionen und erhielten ihren Lebensunterhalt nicht aus der Kirchensteuer, sondern vom König. Bevor man sich schließlich mit einem Konkordat in Worms einigte, kam es 1077 zu dem aufsehenerregenden Gang nach Canossa: Heinrich IV. traf den Papst in einem Alpental, eben in Canossa, und ging den Weg zur Burg im Büssergewand barfuß durch den Schnee. Damit hatte er den Papst demonstrativ um Verzeihung gebeten, sodass der nun einlenken musste.

¹⁶ Vita Meinwerki episcopi Patherbrunnensis, hg. von F. Tenckhoff (MGH SS rer. Germ. in us. schol.), 1921, ND 1983, c. 210, S. 123 Z. 4 und c. 213, S. 125 Z. 28.

¹⁷ Westfälisches Urkundenbuch I–II: Regesta Historiae Westfaliae accedit Codex diplomaticus, hg. von H. A. Erhard, 1847–1851, nr. 974, Bd. I, S. 172f.

Das alles kümmerte die Anreppener wenig. Fern der Alpen, fern von Rom und meist auch fern des Königs waren die Menschen dieser Gegend um ihre Sicherheit besorgt. In der Tat ist es die Zeit des Burgenbaus und der Stadtmauern. Viele Burgen und Festungen stammen aus dem 11., und zahlreiche wichtige Städte erhielten im 12. Jahrhundert einen erweiterten, festen Mauerring, der in vielen Fällen noch heute erkennbar ist: als Ringstraße oder grüner Gürtel um die Innenstadt. So hat man eine Vorstellung von der Größe der Städte damals. Schauen Sie sich den Stadtplan von Paderborn an, von Dortmund oder von Aachen!

Natürlich konnte von einer Mauer in Anreppen keine Rede sein. Aber irgendwie musste man sich schon schützen vor wilden Tieren und üblen Gesellen, später auch vor Truppen eines Herren, der mit dem eigenen Grundherrn verfeindet war. Den Bauern, die hier wohnten, gehörte ja ihr Land nicht selbst; sie hatten es von einem Grundherrn erhalten, wofür sie Abgaben und gewisse Dienste zu leisten hatten. Dafür war ihr Grundherr für ihre Sicherheit verantwortlich und übte eine — im besten Falle — väterliche Herrschaft aus. Im Delbrücker Land war der wichtigste Grundherr der Bischof von Paderborn, danach die Grafen von Rietberg, die von Ravensberg, von Padberg, dann die Edelferren zur Lippe und schließlich das Paderborner Domkapitel. Wie heute gab es eine Reihe von Domherren, die den Bischof bei seinen Aufgaben unterstützten; das waren keine Mönche, wohl aber Geistliche, die zusammen in Stiftsgebäuden oder in eigenen Häusern in der Stadt wohnen konnten, manchmal auch beides zugleich. Sie bildeten das Domkapitel und saßen vorn in der Kirche, neben oder hinter dem Altar: im Chorraum. Dieses Domkapitel als Institution konnte auch Grundherrschaft ausüben, d. h. Land, Höfe oder ganze Güter vergeben. Die Abgaben daraus sicherten ihren Lebensunterhalt. Natürlich waren sie selten so ganz arm, sondern hatten, wie der Bischof, von Haus aus ein Polster, das ihnen ihr Auskommen sicherte. Aber sie hatten auch Einkommen durch ihre Funktion als Domherren.

In dieser Zeit nun, so vom 11. bis zum 13. Jahrhundert, gingen zwei Entwicklungen Hand in Hand: Die Sicherung durch Landwehren und die Bildung größerer Ansiedlungen. Ursprünglich waren hier ja nur Einzelhöfe und verstreute kleinere Ansammlungen von Bauernhöfen. Das änderte sich nun, und die Siedlungsstruktur, die Sie heute noch im Delbrücker Land erkennen können, bildete sich heraus. Im 13. Jahrhundert begegnet uns eine ganze Reihe neuer Ortsnamen, darunter etwa Delbrück (Delbrugge) oder Salzkotten, das 1247 gezielt gegründet wurde. In Delbrück ist seit 1292 ein Gograf bezeugt, das war der regionale Vertreter des Bischofs von Paderborn. Der Bischof selbst schaute auch hin und wieder vorbei. Es gibt einige Urkunden, die in Delbrück ausgestellt sind und die Präsenz des Bischofs belegen. Dazu muss man wissen, dass der Bischof im 13. Jahrhundert einigen Streit mit den Paderbornern auszufechten hatte. Es ging hauptsächlich um die Macht in der Stadt. Die Stadtbürger wurden selbstbewusster und wollten mitreden bei der Regierung über ihre Stadt. Das war nicht selten; der Erzbischof von Köln etwa hatte Residenzen in Brühl und Bonn, wo er

sich überwiegend aufhielt, und sein Paderborner Kollege wohnte später in Schloss Neuhaus; auch die Wewelsburg bei Büren gehörte lange dem Bischof.

Das Ganze bekam also Gestalt und wollte verwaltet und gesichert sein. Dazu wurden die Dörfer im Delbrücker Land mit einer Landwehr umgeben. Auch das ist kein Einzelfall und es gibt etliche andere Beispiele dafür. Eine Landwehr war eine lebende Mauer aus möglichst stacheligen Hecken, also keine Buchenhecke, die ja auch recht stabil ist, sondern Heckenrose, Brombeere, wilder Hopfen, Rot- und Weißdorn. Die Eingänge waren in der Regel durch Holztore mit stabilen Torgebäuden versehen, und jedes Tor war in der Nähe eines Hofes. Dieser sogenannte Weckerhof war meist abgabefrei und diente als Alarmanlage. Näherten sich Feinde, musste das sofort bemerkt werden, und selbst wenn das Tor nicht mehr geschlossen werden konnte, war doch noch Zeit, Alarm zu geben. Die Frauen und Kinder flüchteten sich dann mit dem Vieh in eine nochmals mit Hecken umgebene Fluchtstätte, die in unserem Fall eine Erhebung in einer Senke war, möglichst von Wasser umgeben. Die waffenfähigen Männer versammelten sich zur Verteidigung an einem anderen, ebenfalls dafür vorgesehen Ort um dem Feind zu trutzen. Die Landwehr war nach Osten, also nach Paderborn, hin offen. Dorthin war man in vielerlei Hinsicht ausgerichtet; es zeigt aber auch, dass gegen Westen, also Richtung Rheda und Münster, freies Land war, gegen das man sich abzugrenzen suchte.

1250 ist es endlich soweit: Anreppen ist eine aufstrebende Siedlung und hinreichend bekannt, um zur präzisen Lokalisierung genannt zu werden. In einer Urkunde des Paderborner Bischofs Simon I. dient es als Ortsangabe: Es geht u. a. um einen Fischteich, der zwischen Anreppen und Delbrück liegt. Das Original der Urkunde ist leider verloren gegangen, der Inhalt ist aber im sogenannten Böddeker Kopiar erhalten. Was hat es damit auf sich? Mit der Urkunde sollte eine Pacht an die Familie von Etteln schriftlich festgehalten werden. Dafür waren Urkunden da: So konnte der Empfänger beweisen, dass er rechtmäßiger Besitzer war. Diese wertvollen Schriftstücke wurden natürlich gesammelt und gut aufgehoben. Der Name der Familie von Etteln ist nach dem 14. Jahrhundert nicht mehr nachweisbar, ihre Urkunden jedoch sind ins alte Kloster Böddeken gelangt, in dessen Dienst sie zum Schluss wohl stand.¹⁸ Dort legte man 1451 ein Kopiar an, in das Mönchslisten und andere Verzeichnisse, Register sowie für das Kloster relevante Informationen und eben die Urkunden der Familien von Etteln, von Vernde, von Krewet, von Grassen und noch anderen eingetragen wurden, manche auch nur in einem Regest zusammengefasst. Kloster Böddeken wurde am Ende des alten Reiches kurz nach 1800 wie so viele andere Klöster aufgehoben und die Archivalien mussten anderswo untergebracht werden. So ist der Bestand dann ins Familienarchiv der Freiherren von und zu Brenken übergegangen, wo er bis 1936 in der Erpernburg archiviert worden ist. Teile des Bestands sind heute im Westfälischen

¹⁸ L. Graf von Westfalen, Die Entwicklung der Ministerialität und die Anfänge der Ritterschaft im südöstlichen Westfalen, Diss. masch. Münster 1938, S. 191f.

Archivamt in Münster, das für uns interessante Kopiar ist im Erzbischöflichen Archiv in Paderborn zu finden, und dort kann man im letzten von zehn unter der Nummer 799 versammelten Regesten nachlesen, wo das fragliche Fischgelände lag, nämlich zwischen Delbrugge und Anripe.

Sie erinnern sich, dass im Januar 1031 Kaiser Konrad II. neben anderen Gütern auch eines namens Etlinum der Paderborner Kirche geschenkt hatte. Diese Besitzung, die vor Konrad einem Bernhard und seiner Schwester Hazecha zu Etteln gehört habe,¹⁹ ist der früheste Hinweis auf die Familie. Offenbar ist in der Mitte des 13. Jahrhunderts ein gewisser Konrad von Etteln in den Ministerialenstand eingetreten — also in den Dienst eines Herrn — und empfing am 1. Dezember des Jahres 1250 vom Bischof etwas zur Pacht. Was genau wurde verpachtet? Die Urkunde macht folgende Angaben:

Symon episcopus Paderbornensis electus Conrado de Etlon dapifero suo et suis obligavit pro sexaginta marcis antiquam domum in Paderborna dictam antiqua coquina et situm piscine inter municionem der Delbrugge et villam Anripe ...²⁰

„Bischof Simon von Paderborn verpachtet seinem Drost Konrad von Etteln und den Seinen für 60 Mark die sogenannte alte Küche in Paderborn und ein Fischgelände, das zwischen der kleinen Stadt Delbrugge und dem Dorf Anripe liegt usw.‘ Ein Drost ist ursprünglich ein hoher Bediensteter eines adeligen Herrn, nämlich der Truchsess, in unserem Fall ein Beamter, eine Art Vogt des Bischofs. Mit dem gleichen Amt tritt auch ein Lippold von Etteln knapp vier Jahrzehnte später in Erscheinung, und schon lange vor Konrad werden 1173 die Brüder Andreas und Konrad als Paderborner Ministerialen genannt.²¹

Sie sehen, die Herren von Anreppen haben damit nicht viel zu tun. Es ist noch nicht einmal gewiss, ob es die Familie 1250 schon gab, wenn auch einiges darauf hindeutet. Es scheint eine der kleineren Adelsfamilien gewesen zu sein, die zu Edelherren erhoben wurden. 1402 sind sie nachgewiesen, und das letzte Mal werden sie im Jahr 1603 erwähnt. Es ist aber wahrscheinlich, dass die Familie seit dem ausgehenden 12. oder dem frühen 13. Jahrhundert in Anreppen residierte, denn wir haben Nachricht von Nachkommen der Familie im Baltikum. Die große Ostbewegung fand aber im 12. und 13. Jahrhundert statt, und die Vermutung liegt nahe, dass dieser Zweig derer von Anreppen mit Bernhard von der Lippe und anderen loszog, die in Livland und Kurland so geballt auftraten, dass man von einem „überseeischen Westfalen“ gesprochen

¹⁹ WUB I.974, S. 172f.; H. Schneider, Die Ortschaften der Provinz Westfalen bis zum Jahre 1300 nach urkundlichen Zeugnissen und geschichtlichen Nachrichten (Münstersche Beiträge zur Geschichtsforschung, 3.12), 1936, S. 45.

²⁰ Paderborn: Archiv des Erzbischöfl. Generalvikars, Hs 44, nr. 799; Druck: Inventare der nicht-staatlichen Archive des Kreises Büren, bearb. von L. Schmitz-Kallenberg (INA 3.1), 1915, S. 121. Vgl. nun: Adelsarchive in Westfalen. Die Bestände der Mitgliedsarchive der Vereinigten Westfälische Adelsarchive e. V., bearb. von W. Bockhorst (Vereinigte Westf. Adelsarchive, 9), 1998.

²¹ S. Anm. 18.

hat. Überseeisch, weil der Weg dorthin der gleiche war, den wenige Jahrhunderte später die Kaufleute der Hanse nehmen sollten: mit dem Segelschiff auf der Ostsee. In Westfalen sind jedenfalls keine Mitglieder der Familie mehr bekannt, und man kann nur erahnen, wo ihr Familiensitz lag: „up de buorch“ südlich der Lippe, in der Ecke des alten Koldenhofs. Aber ihr Wappen ist überliefert und neuerdings als Orts- und Vereinswappen zu Ehren gekommen: ein schrägliegender schwarzer Kamm mit gekrümmten Zähnen auf goldenem Grund. Dieser Kamm lässt sich als Getreidewalze deuten, wozu auch der goldgelbe (Weizenfeld) Hintergrund passt. Damit wäre es Ausdruck der bäuerlichen Herkunft der Herren von Anreppen.

Der Rest vom Lied ist bald erzählt. Die Familie von Anreppen hat im Vorpommerschen und dann auch im russischen Zarenreich Karriere gemacht und nach dem zweiten Weltkrieg kam einer von ihnen nach Westfalen um nach dem Stammsitz zu sehen. Das Dorf Anreppen ist weiter gewachsen. Wie andere Dörfer und Städte litt es während des Dreißigjährigen Kriegs, der ja nun gerade in Westfalen verheerend wütete, unter einem starken Bevölkerungsrückgang. Später im 17. und im 18. Jahrhundert lässt ein Strukturwandel sich beobachten, der neben der Landwirtschaft das Leinengewerbe etablierte. An die 50 % der Flachsernte wurden exportiert. Viele Menschen im Delbrücker Land hatten Webstühle zuhause stehen und in Schloß Neuhaus betrieb der Bischof eine Tuchmanufaktur. Das war eine Vorstufe der Industrialisierung, die in dieser Gegend zu einer starken Textilindustrie führte.

Nach dem Ende des alten Reichs mit dem Reichsdeputationshauptschluss im Jahr 1803 wurden nicht nur Klöster geschlossen — das berührte das Delbrücker Land wenig, es gab kaum Klöster²² —, sondern auch neue Verwaltungsstrukturen eingeführt. Anreppen gehörte zeitweilig, als Teil des Amts Boke, zum Département Fulda im Königreich Westfalen. König war ein Bruder von Napoléon, Jérôme Bonaparte. Dieser „König Lustik“, wie er genannt wurde, brachte einiges an französischer Lebensart in die vormals preußische Provinz. 1815 war alles vorbei, nach der Völkerschlacht bei Leipzig ging das Amt Boke mit dem neuen Kreis Büren ans Königreich Preußen. Erst 1974 wurde Anreppen im Zuge der kommunalen Neuordnung mit Boke und Bentfeld zur Stadt Delbrück geschlagen und gehört nunmehr zum Kreis Paderborn.

Damit sind wir am Ende des Bogens, den ich zu spannen versucht habe. Auf die Frage, warum etwa die Römer ausgerechnet in Anreppen lagerten, können wir nun antworten, dass sie hier eine hochwassersichere Stelle nahe der Lippe gefunden hatten; Anreppen allerdings existierte noch nicht. Aber das ist nach allem, was ich Ihnen erzählt habe, vielleicht nicht mehr so wichtig. Wesentlich ist doch die Entwicklung der Siedlung aus anfangs nur lose gruppierten Höfen zu einer Dorfgemeinschaft, wie sie heute besteht und deren Wurzeln wie so häufig im Mittelalter liegen. Folgerichtig fei-

²² Klosterführer für die Kreise Höxter und Paderborn, bearb. von O. Brehm, 2000.

ern Sie heute nicht ein für uns namenloses Römerdorf vor nicht ganz 2000 Jahren,²³ sondern die erste namentliche Erwähnung Anreppens vor 749 Jahren und 7 Monaten — sagen wir: 750! Natürlich hat Anreppen schon lange vorher als Dorf existiert, muss existiert haben um 1250 als zuverlässige Ortsangabe zu dienen. Aber wie lange schon? „Damit überfordern wir ... schlicht unsere Erkenntnismöglichkeiten“ formulierte der kürzlich verstorbene Bonner Althistoriker Alfons Rösger. „Im Falle gewünschter Ortsgründungsfeiern ist diese Überforderung sogar die Regel. Zwar muß jeder heute existierende Ort einen Anfang haben, doch läßt sich ein solcher praktisch nur in den — sehr seltenen! — Fällen ermitteln, in denen auf obrigkeitliche Weisung hin ein Ort mit bestimmtem Rechtsstatus auf freiem Felde gegründet wurde.“²⁴

Bleibt die Frage nach dem italienischen Einfluss. Eine Verbindung von Anreppen zu den Abruzzen, wie sie bei Annette von Droste-Hülshoff anklang, ist nicht festzustellen. Es gab Kontakte nach Osten, ins Baltikum, Einfluss aus dem Westen in Gestalt eines französischen Königs in Kassel, im 19. Jahrhundert eine deutliche Auswanderungsbewegung in die USA, aber nach Süden? Wahrscheinlich gilt nach alldem doch, was Voltaire seinen Romanhelden Candide im 18. Jahrhundert sagen ließ, dass nämlich Westfalen die beste aller Welten sei. Und erst als er nach zahlreichen Schicksalsschlägen tatsächlich nach Eldorado gelangt, wo Gold und Edelsteine wie Kiesel auf der Straße liegen, kann er feststellen: „Da haben wir einmal ein Land, das besser ist als Westfalen“.²⁵

²³ 750 Jahre „Römerdorf“ Anreppen, hg. von W. Peitz u. a., 2000.

²⁴ A. Rösger, 2000-Jahrfeiern an Donau, Rhein und anderswo, in: H. Klein (Hg.), Bonn – Universität in der Stadt. Beiträge zum Stadtjubiläum am Dies Academicus 1989 der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn (Veröffentl. des Stadtarchivs Bonn, 48), 1990, S. 13–25, hier S. 13.

²⁵ Voltaire, Candide oder der Optimismus, in: Voltaire, Erzählungen, Dialoge, Streitschriften, hg. von M. Fontius, 1981, c. 17, S. 215.

Die Adelskämpfe in Mytilene (Lesbos) zu Beginn des 6. Jahrhunderts – Hetairien in der Dichtung des Alkaios

von Ludger Stücker

In der modernen Forschung zur archaischen Zeit Griechenlands wird die Bedeutung von Hetairien, Männergemeinschaften, in den Machtkämpfen während der Institutionalisierung der Polis deutlich hervorgehoben. Im Gegensatz dazu steht die Unsicherheit, mit der Intentionen und Wesen von Hetairien beschrieben werden. Sie werden als Adelsgemeinschaften oder als adlige Gefolgschaften bezeichnet, die Art, in der man sich zusammenschloß, wird unterschiedlich gedeutet und über ihre Absichten und Ziele besteht keine Einigung. Grund hierfür dürfte die meist desaströse Quellenlage der Archaik zu diesem Thema sein. Ein Beispiel jedoch tritt in größerer Genauigkeit hervor, und zwar während der Adelskämpfe zu Beginn des sechsten Jahrhunderts in der Stadt Mytilene auf der äolischen Insel Lesbos. Einen Einblick in die politischen Auseinandersetzungen gestattet uns die Dichtung des frühgriechischen Lyrikers Alkaios, der als mytilenischer Adliger im Zentrum der damaligen Ereignisse stand.

In Mytilene herrschte bis ins letzte Drittel des 7. Jahrhunderts das Königsgeschlecht der Penthiliden und dies, zumindest zuletzt, recht gewalttätig, wie noch Aristoteles zu berichten wußte: „So beseitigte in Mytilene Megakles die Penthiliden, weil diese umhergingen und mit Knüppeln unter die Leute schlugen, indem er mit seinen Freunden einen Aufstand gegen sie erhob.“¹ Die folgenden Jahrzehnte waren gekennzeichnet durch heftige Adelsauseinandersetzungen, in denen nur noch vereinzelt Namen faßbar sind. Zwischenzeitlich gelang es einzelnen Adligen eine überragende Machtstellung zu

erlangen, so daß sie von ihren zeitgenössischen Gegnern als Tyrannen bezeichnet wurden. Bekannt sind heute nur noch wenige, so z.B. Melanchros, der durch eine Hetairie getötet wurde, der zumindest Brüder des Alkaios und Pittakos, der später zu den Sieben Weisen gezählt wurde, angehörten. Der nächste bekannte Tyrann war Myrsilos, der ebenfalls von dieser Hetairie bekämpft wurde. Spätestens ab diesem Zeitpunkt war auch Alkaios Mitglied. In der Folgezeit verließ Pittakos die Hetairie und schloß sich, wahrscheinlich aus strategischen Gründen, Myrsilos an. Alkaios Hetairie war deshalb gezwungen ins Exil zu gehen. Nach dem Tod des Myrsilos versuchte sie sich wieder in Mytilene zu etablieren und gegen Pittakos vorzugehen, was allerdings gründlich mißlang: Um 590 wurde Pittakos vom demos zum Aisymneten gewählt und Alkaios und seine hetairoi wichen wieder ins Exil aus. Nach ca. zehnjähriger Amtszeit legte Pittakos sein Amt nieder. Für die Zeit danach berichten spätere Quellen, daß die Lage in Mytilene bis ins ausgehende sechste Jahrhundert frei von Adelsunruhen blieb.

Alkaios dichtete zum Vortrag während des Symposions und Hauptadressat seiner Dichtung war die eigene Hetairie. Erkennbar ist dies zum einen an der expliziten Bezugnahme auf die kleine Gemeinschaft, zum anderen an der vorausgesetzten Kenntnis des situativen Kontextes. Dadurch wird die Quellenauswertung erschwert, da heute dieses Kontextverständnis fehlt, so daß viele Namen ungeklärt bleiben und eine zeitlich und örtlich genaue Einordnung kaum möglich ist. Zudem ist

die Dichtung nur fragmentarisch überliefert. Doch obwohl die Dichtung des Alkaios für die Ereignisgeschichte wenig zu bieten hat, lassen sich aus ihr, da sie deutlich hetairiebezogen angelegt wurde, Rückschlüsse auf Wesen und Situation der alkäischen Hetairie ziehen.

„Von solchem Volke stammst Du und maßst dir an / den Ruhm, der freien Männern allein gebührt, / die edlem Geschlecht entsprossen.“ⁱⁱ Da Alkaios solche Verse kaum vor nichtadligem Publikum vorgetragen haben dürfte, ist anzunehmen, daß zumindest der innere Kreis der Hetairie sich aus Adligen zusammensetzte. Diese Adligen schlossen sich mit einem Eid zusammen, an den Alkaios in seinen Liedern erinnert: „wie wir es dereinst gelobten / am Altar beim Opfer / nie zu verlassen der Freunde einen / zu sterben lieber, zu decken der Erde Sand / mit unseren Leibern vor der Tyrannenbrut, / noch besser: sie zum Hades schicken / und unser Volk von der Schmach erlösen!“ⁱⁱⁱ Die Ziele der Hetairie werden hier klar deutlich: die Entmachtung des Tyrannen und damit die eigene Vorherrschaft im Adel oder zumindest größerer Einfluß in der Polis. Ebenso wenig wie die Institutionen der Polis durch einen Tyrannen abgeschafft wurden, arbeitete die Hetairie nicht gegen diese Institutionen, sondern richtete ihr Augenmerk darauf, in ihnen Einfluß zu gewinnen. So klagte Alkaios als er sich im Exil befand: „Nur eins seh ich herbei: zu hören / wie Heroldes Ruf zu der Versammlung lädt, wo / mein Vater ergraut und meines Vaters Ahn, / wie sie pflogen Rats mit diesen Bürgern.“^{iv} Deutlich vor Augen tritt hier der Wunsch, wieder in den politischen Institutionen der Polis agieren zu können und nicht der Wunsch, diese aufzulösen. Im Rahmen etwa der Volksversammlung ging es darum, politisch die Oberhand zu gewinnen, was sowohl für Alkaios als auch für Pittakos zugetroffen haben dürfte. Beide bekämpften zusammen Myrsilos um diesen abzulösen. Pittakos schloß sich dann

schließlich Myrsilos an, wahrscheinlich weil er keine weitere Chance mehr mit Alkaios und der Hetairie gesehen hatte und sich so die Möglichkeit für einen späteren Aufstieg erhalten wollte, der dann auch eintrat. Ebenso versuchte die alkäische Hetairie weiterhin auch selbst an Einfluß zu gewinnen, und daß es dabei um persönlichen Machtzuwachs und nicht etwa um das Allgemeinwohl ging, zeigt sich an Alkaios Polemik gegen Pittakos, die ganz im Gegensatz zur späteren Überlieferung der realen Geschehnisse steht. Schon in den Liedern des Alkaios trat dieser Widerspruch in aller Deutlichkeit hervor: „Daß einst nachläßt der Streit, der unser Herz zermürbt, / der Bruderkampf im Volke, den ein Olympier / entfacht hat, als er die Bürger verblendete / und dem Pittakos Macht, die er ersehnte, gab.“^v In diesen Versen zeigt sich, daß die Hetairie gegen den Willen des demos agierte und eigene Ziele verfolgte. Es ging in diesen Auseinandersetzungen also nur um den eigenen politischen Machtzuwachs bzw. die damit verbundene Stärkung des eigenen Prestiges.

In diesen Auseinandersetzungen wurde die Dichtung des Alkaios wohl auch als Propagandamittel zur Schmähung des Gegners eingesetzt und in Teilen auch außerhalb der Hetairie verbreitet. Daneben setzte man auch finanzielle Mittel ein, die nicht nur selbst aufgebracht wurden, sondern auch von äußeren Machtgruppen als Unterstützung gewährt wurden: „Vater Zeus, die Lyder hat all das Unglück / arg geschmerzt: sie gaben zweitausend statere / uns, daß in die heilige Stadt wir wieder / heimkehren könnten.“^{vi} Daß diese finanziellen Mittel nicht nur zum Stimmenkauf, sondern auch zur Ausrüstung mit Waffen und zur Anwerbung von Helfern gedient haben, legt die häufig anklingende Gewaltbereitschaft der alkäischen Hetairie nahe: „So mag er [Pittakos] denn, erhöht durch die Atridenehe / würgen unsere Stadt, wie einst mit Myrsilos, / bis

*Ares es einmal will, daß die Waffen wir / holen, daß man den Groll wieder vergessen kann.*ⁱⁱⁱ Die Anwendung von Waffengewalt im Streit um die politische Vorrangstellung zeigte sich deutlich in der Ermordung des Melanchros, aber auch in der Tatsache, daß die hetairoi des Alkaios während der Auseinandersetzungen um ihr Leben fürchten mußten und ins Exil flohen. Man geht heute davon aus, daß sie mehrere Jahre außerhalb der Stadt verbrachten, und es ist bezeichnend für den Zusammenhalt der Gruppe, daß sie in dieser Zeit nicht auseinanderbrach, sondern weiterhin eng zusammenhielt, auch wenn die einzelnen Mitglieder bisweilen räumlich von einander getrennt wurden. „*wohne ich hier allein in wölfischer Existenz / (...) / wohne ich sogar in den Gemeinschaften, die / Füße abseits vom Übel haltend,*“ⁱⁱⁱⁱ klagte Alkaios als er sich von seinen hetairoi getrennt sah. Die Tatsache, daß eine andere Gemeinschaft kein Ersatz für die eigene Hetairie sein konnte, verdeutlicht die innere Verbundenheit, die zwischen den Mitgliedern herrschte. Man hatte sich nicht nur vorübergehend zu einer politischen Kampfgruppe zusammengeschlossen; die Hetairie stellte vielmehr eine zentrale Form menschlichen Zusammenlebens dar. Der soziale Kontakt fand dementsprechend nicht nur zu politischen Aktionen statt, sondern er gestaltete sich hauptsächlich in den festlich begangenen Symposien. Zu diesen wurden vom Dichter Wein-, Liebes- und Mythenlieder vorgetragen, aber auch politische Geschehnisse thematisiert: „*Jetzt soll man zechen, trinken nach Herzenslust / ihr Freunde: tot ist endlich nun Myrsilos!*“^{ix} Die Bedeutung, die den Symposien zukam, läßt sich am besten daran erkennen, daß man sich und den Gegner über diese Tischgemeinschaften definierte. So werden Pittakos und seine Hetairie in den polemischen Attacken Alkaios überwiegend beim Symposium dargestellt: „*da klingt Leierklang her, ist bei*

dem Mahl dabei, / und unter schurkischen eitlen Gesellen wird / ihm [Pittakos], dem prahlenden Herrn, Beifall und Lied zuteil.“^x

Zusammenfassend läßt sich also feststellen, daß Hetairien auf Lesbos Vereinigungen von Adligen waren, die in den politischen Institutionen der archaischen Polis um größeren Einfluß kämpften. Man bediente sich finanzieller Mittel, um Anhängerschaften anzuwerben und setzte durchaus auch Waffengewalt ein, um seine Ziele durchsetzen zu können. Doch obwohl die Zielsetzung der Hetairie eine politisch-öffentliche war, beschränkte sich der Kontakt zwischen den einzelnen Mitgliedern nicht darauf, sondern ging gerade in den Symposien darüber hinaus.

- ⁱ Aristoteles Pol. 1311 b28. Zit. nach E. Grassi, N. Tsouyopoulos (Hgg.), Aristoteles, Politik, (Griechische Philosophie 8), München 1965.
- ⁱⁱ Alkaios frgm. 72 LP, 10-12. Hier und im folgenden, sofern nicht anders angegeben, zit. nach M. Treu (Hg.), Alkaios, München 1980.
- ⁱⁱⁱ Alkaios frgm. 129 LP, 14-20.
- ^{iv} Alkaios frgm. 130 LP, 3-6.
- ^v Alkaios frgm. 70 LP, 10-13.
- ^{vi} Alkaios frgm. 69 LP, 1-4.
- ^{vii} Alkaios frgm. 70 LP, 6-9.
- ^{viii} Alkaios frgm. 130LP, 25, 30-31. Zit. nach U. Walter, An der Polis teilhaben, Stuttgart 1993, S.114.
- ^{ix} Alkaios frgm. 332 LP.
- ^x Alkaios frgm. 70 LP, 3-5.

Das Kreisarchiv Paderborn

von Wilhelm Grabe

Ein Archiv wird landläufig mit geheimnisvollen Aktenbergen oder spinnwebverstaubten Gewölben verbunden. Mit der Realität eines modernen Archivs haben derartige Vorstellungen jedoch nichts zu tun. Archive haben ihre Wurzeln in der Verwaltung, zu der sie gehören. Von daher ergibt sich auch ihre Bedeutung: Als praktisches Gedächtnis von Institutionen und Behörden sind sie integraler Bestandteil einer Verwaltung und erfüllen damit eine juristisch-administrative Funktion; als Sammelstelle von historischem Quellenmaterial sind sie ein wichtiger Bestandteil des politischen und kulturellen Lebens und erfüllen somit eine historische Funktion.

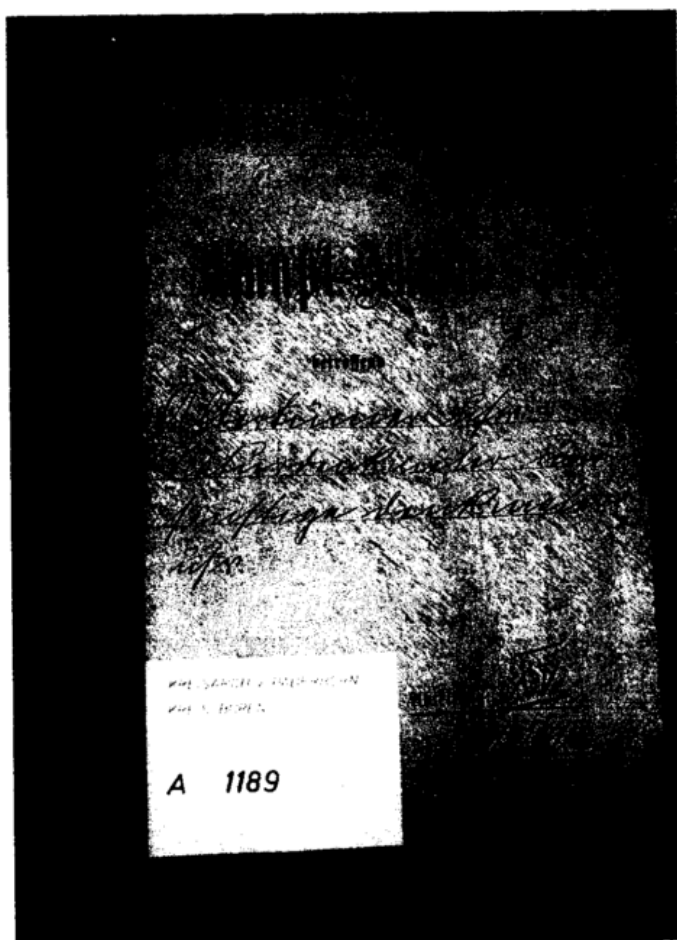
Die Geschichte des Kreisarchivs Paderborn

Schon viele bedeutsame Quellenbestände sind durch unsachgemäße Lagerung oder Unachtsamkeit unwiederbringlich verloren gegangen. Wo Archive fehlen, werden rechtlich und historisch wichtige Unterlagen und Dokumente selten als solche erkannt, droht wertvollem Verwaltungsschriftgut nach der Ablage und Ablauf der z.T. befristeten Aufbewahrungszeiten die Zerstörung: Schon vor nahezu zwei Jahrzehnten hieß es in einem Gutachten des Städte- und Gemeindebundes: „Das Erschreckende liegt darin, daß nicht Dritte die Archivbestände gefährden, sondern daß Vernichtung und Verwahrlosung von den Archiveigentümern selbst ausgehen.“

Dieser Befund wird auch durch einen Blick in die Vorgeschichte des Archivs des Kreises Paderborn – der heutige Kreis Paderborn ist Rechtsnachfolger der alten Landkreise Büren und Paderborn – bestätigt. Im Altkreis Büren wurden im Verlauf

des 19. Jahrhunderts die als überflüssig empfundenen Akten als Altpapier an den Papiermacher Hölbe in Brenken verkauft. Aktenmäßig ist die älteste dieser Verkaufaktionen 1846 zu fassen. Damals wurden bedauerlicherweise vor allem Altakten aus der sogenannten „Franzosenzeit“ vernichtet. Mit der Entstehung und Ausformung der modernen Leistungsverwaltung wurde in immer kürzeren Abständen Registraturgut als Altpapier verkauft. Aus heutiger Sicht besonders schmerzlich: 1912 wurden zehn bis zwölf Kubikmeter alte Zeitungen an die Papiermühle Vollmer in Brenken abgegeben, angesichts der eklatanten Lücken in der lokalen Zeitungsüberlieferung ein unersetzlicher Verlust.

1878 schaltete sich erstmals die Königlich Preußische Archivverwaltung ein. Dem Staatsarchiv Münster wurde ein Verzeichnis der ausgesonderten Akten zur Prüfung vorgelegt, das Staatsarchiv übernahm nur ein einziges Aktenstück, dabei ging es bezeichnenderweise um die „Constituierung der adligen Familien zur Führung des Freiherrn-Prädikats“, während andere sozial- und wirtschaftsgeschichtlich relevante Akten unbeanstandet aussortiert und eingestampft wurden. Nach dem Ersten Weltkrieg schaltete sich das Staatsarchiv energischer ein. Als 1930 das Landratsamt Büren wiederum einen größeren Bestand an Altakten als Altpapier verkaufen wollte, intervenierte Münster: Im Dezember 1930 wurden immerhin 744 Aktenfaszikel von Büren in die Provinzialhauptstadt geschafft. 1938 und 1940 gelangten weitere Akten nach Münster, wobei sich jetzt auch die große Politik eingemischte: Im Rahmen des Vierjahresplans – d.h. im Rahmen der Kriegsvorbereitung – sollte durch eine



weitgehende und beschleunigte Aktenaussonderung bei den Behörden große Mengen Altpapier erfaßt werden. Eine für 1943 geplante Überführung von ausgesonderten Altakten nach Münster kam indes kriegsbedingt nicht mehr zustande. Sie wurden erst im Oktober 1956 an das Landesarchiv Detmold abgegeben, nachdem sie viele Jahre unbeachtet in einem Kellerraum der Kreisverwaltung Büren gelegen hatten.

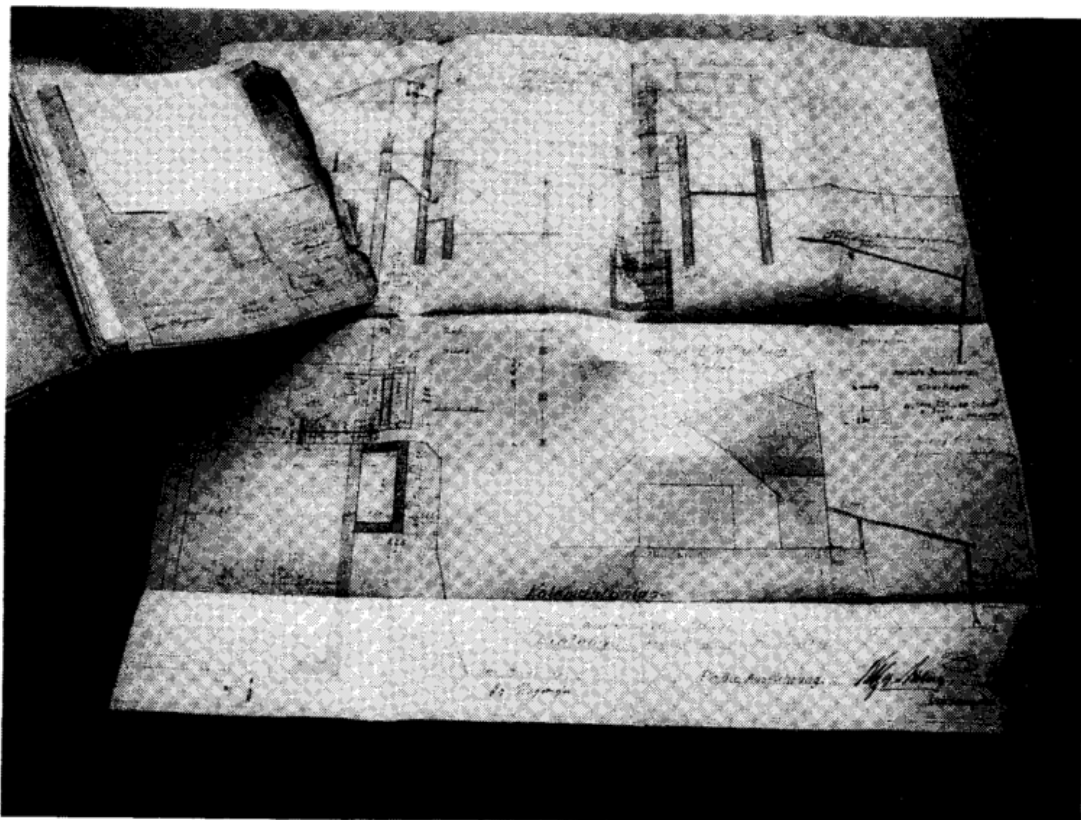
Ende der 1950er Jahre kamen in Büren dann erstmals Überlegungen auf, die eigene Aktenüberlieferung in einem Kreisarchiv aufzubewahren. Der erste Impuls für die Institutionalisierung eines solchen Archivs kam allerdings von außen: Der Direktor des Paderborner Arbeitsamts regte die „Einstellung eines Mannes, der in der Lage ist, das Kreisarchiv zu ordnen“, finanziell gestützt durch einen „Zuschuss aus Mitteln

der wertschaffenden Arbeitslosenfürsorge“, an. Der damalige Oberkreisdirektor Greve war zwar außerordentlich interessiert, gleichwohl sollten einige Jahre ins Land gehen, bevor 1964 dann nominell das „Kreisarchiv Büren“ eingerichtet wurde, womit es die erste derartige Einrichtung in Westfalen gewesen wäre. Faktisch bestand das Archiv aber nur auf dem Papier.

Für den Kreis Paderborn liegen über Bemühungen und Initiativen aus der Zeit vor 1945 keine Erkenntnisse vor, da bis auf wenige Einzelvorgänge sämtliche Aktenbestände während des Krieges vernichtet wurden. 1953 kam es zwar zur Einrichtung eines Archivs für Standesamtsregister und -bücher, die Einrichtung eines Kreisarchivs wurde allerdings aufgrund der Kriegsverluste zunächst nicht für nötig befunden.

Immerhin wurde 1957 verwaltungsmäßig ein Archivpfleger bestellt.

Erst Mitte der 1970er Jahre - im Zusammenhang mit der kommunalen Neugliederung - wurden neue Überlegungen angestellt, wie die vorhandene und künftig zu erwartende Aktenproduktion der Kreisverwaltung archivmäßig in den Griff zu bekommen sei. Oberkreisdirektor Henke bezeichnete es im Dezember 1974 als wünschenswert, in dem neuen Großkreis Paderborn „ein geordnetes Archivwesen durch Einstellung von Fachkräften“ aufzubauen. Und im Protokoll der Kulturausschußsitzung vom 2. Juni 1975 in Paderborn hieß es: „Die Kellerräume der Kreisnebenstelle in Büren berge[n] Aktengut von nahezu 150 Jahren. Bei der Hauptstelle [in Paderborn] lagerte nach dem Verlust allen Aktengutes nach 1945 bereits auch wieder



Aktengut von 30 Jahren. Es wäre erforderlich, ein Kreisarchiv mit einer Altregistratur anzulegen, überflüssiges Aktengut müsse für die Tagesarbeit u. dgl. erschlossen werden.“

Nach mehrmaligen Verzögerungen wurde zum Januar 1980 ein hauptamtlicher Kreisarchivar eingestellt. Das dem Kulturamt zugeordnete Kreisarchiv war zunächst provisorisch in der Nebenstelle des Kreishauses in Büren untergebracht, ab Ende 1983 dann im ehemaligen Amtshaus des Amtes Büren (Lindenstraße 12). Neben dem hauptamtlichen Archivar war eine Reihe von ABM- und ASS-Kräften in verschiedenen Arbeitsbereichen beschäftigt. Ab November 1999 wurde eine zweite Kraft festangestellt. Bereits Anfang 1989 hat die EDV Einzug im Kreisarchiv Paderborn gehalten: Damals kam ein 286er PC mit spezieller Archiv-Software zum Einsatz. In der Zwischenzeit sind die Akten- und Buchbestände weitgehend über Da-

tenbänke erschlossen. Der Einsatz moderner Datenbankprogramme erleichtert und beschleunigt Recherchen.

Die Bestände des Kreisarchivs Paderborn

Während nahezu die gesamte Altregistratur des Kreises Paderborn 1945 den Flammen zum Opfer gefallen ist, hat sich die Überlieferung des Altkreises Büren erhalten. Allerdings ist ein nicht unbeträchtlicher Teil der Altakten (etwa 30 %) in mehreren Aktionen an die Staatsarchive Münster bzw. Detmold gelangt (1930, 1938/40, 1956). Dieser etwas mehr als 1100 Aktenfaszikel umfassende Bestand befindet sich heute im Staatsarchiv Detmold, wo er zwischen 1975 und 1978 – etwas lieblos – geordnet und verzeichnet wurde. Von der Zersplitterung der Altbestände ist nicht nur der Kreis Büren betroffen, denn die Eigentumsfrage der Überlieferung der preussischen Landratsämter ist bis heute nicht

definitiv geklärt: Während das Staatsarchiv die schriftlichen Hinterlassenschaften der Landratsämter als staatliches Eigentum betrachtet, bemühen sich die Kreise als Rechtsnachfolger um die Rückführung der Altregistraturen.

Der in Büren verbliebene größere Teil der Landratsamtsüberlieferung wurde nach 1980 geordnet: Er umfaßt mit dem Bestand A (1816-1875), B (1875-1930) und C (1930-1945) etwa 100 lfd. Aktenmeter. Hinzu kommen die Bestände Kreis Büren D (1945-1975), Kreis Paderborn C (1945-1975) und Paderborn D (1975ff.). Die Bestände sind über eine Datenbank bzw. ein ausgedrucktes Findbuch erschlossen. Da historisch relevantes Material natürlich nicht nur in Verwaltungen anfällt, wird die aktive Sammeltätigkeit des Kreisarchivs immer bedeutsamer. Um die Aktenüberlieferung zu ergänzen und zu vervollständigen und um die Kreisgeschichte möglichst umfassend zu dokumentieren, empfahl sich die Bildung sogenannter „zeitgeschichtlicher Sammlungen“. Zu nennen sind hier die Zeitungssammlung, die Zeitungsausschnittsammlung, die Bild- und Fotosammlung, die Kartensammlung, die Plakatsammlung, die Druckschriftensammlung sowie die Sammlung von Ton- und Bildträgern. Auf dem Grundstock der Bibliothek des alten Kreisarchivs Büren ist inzwischen eine mehr als 5000 Bände umfassende Präsenzbibliothek entstanden, in welcher neben Nachschlagewerken und historischen Hilfsmitteln in erster Linie Literatur zur Geschichte des Kreises Paderborn gesammelt wird. Sie umfaßt darüber hinaus Festschriften, Geschäftsberichte, Haushaltspläne sowie regelmäßige Mitteilungsblätter und Zeitschriften, aber auch zahlreiche ungedruckte Manuskripte und Ausarbeitungen.

Das Kreisarchiv Paderborn versteht sich als „Gedächtnis des Kreises“ und will sich zugleich als kompetente Institution für

alle Fragen der Kreisgeschichte präsentieren. Das Kreisarchiv will - in stärkerem Umfang als bisher - Informationsspeicher für Verwaltung, Politik und Presse, darüber hinaus für alle Bürger im Kreis werden. Durch die Kombination von archivischer Bestandsbildungs-, Ordnungs- und Erschließungsarbeit mit kreisgeschichtlicher Forschung ist das Archiv Träger und Vermittler für das historische Erbe des Kreises.

Soll das Kreisarchiv Paderborn als Gedächtnis des Kreises auch ein waches Gedächtnis sein, so muß es personell, sachlich und räumlich entsprechend ausgestattet sein. Archivarbeit erfordert Kontinuität, die nicht durch einmalige Maßnahmen, sondern nur durch ständige sachgerechte Betreuung durch Fachkräfte erreicht werden kann. Der weitere Ausbau der Bibliothek und der zeitgeschichtlichen Sammlungen sind daher unerlässlich. Langfristig ist an die Einrichtung eines Ausbildungsplatzes „Fachangestellte(r) für Medien- und Informationsdienste - Fachrichtung Archiv“ gedacht. Für die Ordnung und Verzeichnung der umfangreichen zeitgeschichtlichen Sammlungen ist die Einstellung einer AB-Maßnahme bewilligt worden. Darüber hinaus sollen mehrwöchige Archiv-Praktika für Geschichtsstudenten angeboten werden, denen auf diesem Wege Einblick in die Arbeit eines Kommunalarchivs gegeben werden soll.

Kontakt:

Kreisarchiv Paderborn, Lindenstr. 12,
33142 Büren

Tel. 02951-970226 oder 970225, Fax:

02951-970228, E-Mail: kreisarchiv@kreis-paderborn.de

Öffnungszeiten:

Mo. – Do. 8.30 – 12.30 Uhr, 13.00 – 16.00
Uhr; Fr. 8.30 – 12.30 Uhr

Das neue Mittelalterinstitut an der Universität Paderborn

Von der Freude an alten Steinen und Handschriften ...

von Jens Schneider

Spätestens seit der großen Karolingerausstellung, die 1999 nach 312.000 Besuchern ihre Pforten schloss, ist Paderborn ein Begriff für die Erforschung, aber auch die gelungene Dokumentation des Mittelalters.

Archäologen in aller Welt ist Paderborn bereits seit den 60-er Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts bekannt: Die Ausgrabungen, die über die in der Folge rekonstruierte Pfalz Bischofs Meinwerks, aber auch über die ältere Anlage Karls des Großen Kenntnis gaben, hatten das internationale Fachpublikum für Ostwestfalen interessiert. Und obgleich man sich inzwischen von der Vorstellung verabschieden musste, dass Karl aus Paderborn ein zweites Aachen machen wollte, um sich hier zur Ruhe zu setzen, bleibt der Reichtum an Zeugnissen aus der mittelalterlichen Vergangenheit in der Stadt und im Paderborner Land beachtlich.

Dieses Geschichtskapital wollen drei Mediävisten, die seit langem als Veranstalter von Symposien und Ausstellungen nicht nur in Paderborn bekannt sind, nutzen. Der Germanist Prof. Dr. Ernst Bremer, der Historiker Prof. Dr. Jörg Jarnut und der Archäologe und Leiter des Museums in der Kaiserpfalz, Prof. Dr. Matthias Wemhoff, sehen die zukünftige Rolle Paderborns als Kristallisationspunkt in der internationalen Mittelalterforschung: Dabei soll auf verschiedenen Ebenen ein internationaler Austausch über die traditionellen Fachgrenzen hinweg stattfinden. Als Schnittstellen dieser Ebenen – regional/international, Nachwuchs-/etablierte Wissenschaftler – und als räumliches Forum, das die wechselseitige Anregung för-

dert und aus ihr lebt, stellt dies weltweit ein Novum dar.

Neu ist ferner das Prinzip der mehrfachen Trägerschaft. Denn neben der Universität wird das Projekt, welches zum Einen das „Institut zur Interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens“ (IEMAN) und zum Andern das „Paderborner MittelalterKolleg“ umfasst, von dem Landschaftsverband Westfalen-Lippe, der Stadt und dem Kreis Paderborn, dem Land Nordrhein-Westfalen (MSWF) sowie von privaten Sponsoren unterstützt und gefördert.

Die dem Mittelalter zugewandte Wissenschaft hat in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit der Interdisziplinarität ein zentrales methodisches Problem zur Sprache gebracht. Es hat sich gezeigt, dass als Gegenbewegung zur zunehmenden Spezialisierung und fortdauernden Verästelung der Wissenschaftsdisziplinen eine Zusammenführung der verschiedenen Fragestellungen notwendig ist. Der unterschiedliche Umgang mit den Quellen aus Sach- und Schriftkultur der diversen Fächer muss für eine Zusammenschau der Ergebnisse fruchtbar gemacht werden. Nur so kann der Herausforderung alter wie aktueller Forschungsprobleme begegnet werden. Vor diesem Hintergrund ist das neue Mittelalterinstitut konsequenterweise als zentrale wissenschaftliche Einrichtung der Hochschule konzipiert, die keinem Fachbereich zugeordnet ist. Es bietet vielmehr ein Dach für gemeinsame Projekte mit Vertretern aus den Fachbereichen 1, 3 und 4 sowie auswärtigen Mediävisten.

Eine weitere Herausforderung stellt die

zunehmende Ausrichtung der heutigen Gesellschaft auf eine spezifische Medienkultur dar. Die Paderborner Hochschule versteht sich als Universität der Informationsgesellschaft und wird demnächst den am stärksten ausgebauten Studiengang Medienwissenschaften in Deutschland anbieten. Die Integration der Mediengeschichte als ein wichtiger, lange nur ausschnitthaft wahrgenommener Bereich der Mittelalterforschung ist eine innovative Besonderheit des Paderborner Instituts, die andere bestehende Mittelalterzentren in Bamberg, Greifswald, Bern oder Zürich nicht vorweisen können. Das gilt auch für einen weiteren Schwerpunkt in der Konzeption: das Nachwirken. Forschungsgegenstand ist nicht nur die Epoche des Mittelalters, sondern auch das – der jeweiligen Gegenwart zumeist unbewusste – Nachwirken mittelalterlicher Strukturen und kultureller Identitäten in der Neuzeit und die bewusste Mittelalterrezeption in der Selbstdarstellung gesellschaftlicher Gruppen sowie in der kulturellen Produktion (Literatur, Musik, Baukunst). Die Beschäftigung mit Medienkultur und Wissenschaftsgeschichte gibt der Paderborner Mittelalterforschung eine spezifische Prägung.

Ebenso neu von der Konzeption her ist

das am Institut angesiedelte berufsbezogene Paderborner MittelalterKolleg. Das Graduiertenkolleg mit dem Thema „Kloster und Welt im Mittelalter“ unterscheidet sich von herkömmlichen, durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft geförderten Kollegs vor allem durch die praktischen Anforderungen schon während der Förderungszeit. Mit der Verzahnung von Theorie und Praxis, mit dem Kontakt junger Graduiertes zu Persönlichkeiten aus der Wissenschaft, mit der Verbindung von regionaler mit internationaler Forschung wird das Institut nicht nur dem interdisziplinären und regionalen Auftrag der ehemaligen Gesamthochschule gerecht, sondern schafft eine echte Vernetzung über die reine Mittelalterforschung hinaus.

Im Dezember letzten Jahres mit einem Festakt eröffnet umfasst das MittelalterKolleg derzeit fünf Kollegiat(inn)en. Das Institut hat ebenfalls seine Arbeit aufgenommen und im April ein Kolloquium im Rahmen des Archäologisch-Historischen Forums zum Thema „Erinnerungskultur im Bestattungsritual“ veranstaltet. Ein größerer Kongress in Zusammenarbeit mit dem Mediävistenverband und der Universität Hamburg wird im Oktober stattfinden (S. 62ff.).

Vereine auf nationalem Boden

9. Regionalgeschichtstagung: „Vereinswesen im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert“

von Rainer Pöppinghege

Im Künstlerlied der „Wanderjahre“ nennt Goethe gewichtige Gründe, die für das gesellige Zusammensein im Verein sprechen:

Zu erfinden, zu beschließen
Bleibe, Künstler, oft allein;
Deines Wirkens zu genießen,
Eile freudig zum Verein!

Hier im Ganzen schau', erfahre
Deinen eignen Lebenslauf,
Und die Taten mancher Jahre
Gehn dir in dem Nachbar auf.

Diese Vorzüge scheinen im 19. und 20. Jahrhundert für viele Menschen attraktiv gewesen zu sein. Denn als bürgerliches

Phänomen hat sich das Vereinswesen geradezu sprunghaft entwickelt. Und selbst das Grundgesetz trägt heute den Vereinsbestrebungen Rechnung, wie **Prof. Dr. Frank Göttmann (Paderborn)** in seiner Einleitung zur 9. Regionalgeschichtstagung in Erinnerung rief. Dort heißt es in Artikel 9: „Alle Deutschen haben das Recht, Vereine und Gesellschaften zu bilden.“ Dabei war die freie Vereinsgründung lange umstritten, war geradezu ein zentraler Diskussionspunkt im Streben nach politischer Freiheit. Das Vereinswesen war spätestens mit der Frankfurter Paulskirchen-Verfassung von 1849 untrennbar mit der Entfaltung nationaler Bestrebungen und liberaler Ideen verbunden. So sind Vereine – auch wenn sie auf Geselligkeit, Sport oder kulturelle Bestrebungen abzielen – immer politisch: nach innen durch ihre soziale Organisationsform und nach außen aufgrund ihrer gesellschaftlichen Funktion.

Prof. Dr. Dietmar Klenke (Paderborn) behandelte in seinem Vortrag „Die 'große Politik' und die singenden deutschen Vereinsmänner des 19. Jahrhunderts“. Seine Eingangsthese lautete: Die Sänger hätten mit ihrem Gesang mehr verbunden als nur die Geselligkeit oder die Sangesfreude: nämlich das Streben nach sittlicher Veredelung und schließlich weltanschaulichem Rückhalt und Orientierung. Politische Gesinnung und politikferner Lebensalltag wurden dabei durch das Gesangswesen verbunden. Im 19. Jahrhundert vertraten die Sänger die Ideen des liberalen Bürgertums, also die Forderung nach einer freien Bürgergesellschaft und einem deutschen Nationalstaat. Die Sängerbewegung trat als politische Gemeinschaft in Erscheinung, die sich über das gefühlsstarke Medium Gesang von politisch unerwünschten Strömungen abgrenzte. Als Hörbeispiel lieferte der Referent die Verbandshymne der Burschenschaftler. Hierin zeigen sich die genannte Abgrenzung sowie ein kämp-

ferisches Sendungsbewusstsein. Göttliches Verderben sollte danach jenen drohen, die das nationale Einigungsziel bekämpften – damit waren nach den Einigungskriegen die besiegten Franzosen und im Innern der partikularistische Adel gemeint.

Außen- und wehrpolitische Fragen besaßen während des gesamten 19. Jahrhunderts für die Sänger eine große Bedeutung. Die politischen Geltungsansprüche des aufstrebenden Bürgertums artikulierten sich im Männergesang und verbanden sich dort mit Geselligkeitsformen, die wiederum den Gesangsverein als reinen Männerbund attraktiv machten. Die Vereine wurden zum kommunikativen Scharnier zwischen den teils hochgebildeten Propagandisten der Nationalidee und dem singenden Bürger. Die wenigen Stunden des Singens boten darüber hinaus ein Korrektiv gegenüber der als kalt und kommerziell empfundenen gesellschaftlichen Realität. Denn diese zerstörte mit Arbeitsteilung und sich verschärfender Industrialisierung bestehende soziale Bindungen.

Als lokales Beispiel eines solchen vaterländisch-nationalen Identitätsmusters kann die Paderborner Liedertafel gelten. Sie hielt regelmäßig Konzerte mit vaterländisch geprägten Liedern ab und war in die überregionalen Verbandsstrukturen eingebunden. Im Jahre 1848 gab man ein Flottenkonzert, 1859 folgte eine Schillerfeier. Eine Zäsur stellte für diesen Verein der Kulturkampf dar, in dessen Verlauf sich 1876 der Paderborner Sängerbund als Zusammenschluss der katholischen Sänger abspaltete.

Um Fragen der Politik und der Wehrhaftigkeit ging es auch im Vortrag von **PD Dr. Barbara Stambolis (Paderborn)**. Das Thema: „Rheinisch-westfälisches Schützenwesen im 19. und 20. Jahrhundert: 'Ein Spiegelbild vaterländischer Geschichte'“. Ähnlich wie die Sänger vertraten die Schützen zu Beginn des 19. Jahrhunderts frei-

heitlich-liberale Ideen. Zur Jahrhundertmitte entwickelten sie nationalkriegerische Tendenzen, die zu Beginn des Ersten Weltkriegs in eine – gemessen an den publizistischen Quellen – allgemeine Kriegsbegeisterung der Schützen mündete. Die monarchistische Linie setzte sich fort: Man lehnte die Weimarer Republik ab. In den katholischen Regionen Rheinland und Westfalen zeichnete sich zur Zeit des Nationalsozialismus ein Konflikt zwischen der Bindung der Vereine an die katholische Kirche und der nationalen Erziehungsaufgabe ab, die dem Schießsport beigemessen wurde.

Von Beginn an war der Patriotismus der Schützen geprägt durch die Loyalität gegenüber dem preußischen König. Zu seinen Ehren gaben sie den ersten Schuss ab, sie standen bei Königsbesuchen in der Provinz Spalier und bedachten ihn mit Grußtelegrammen. Eine enge Verbindung gab es naturgemäß zwischen Schützen und Militär. Nicht nur übernahmen die Schützen den preußischen Zapfenstreich, sondern auf der anderen Seite beteiligten sich die 8. Husaren und die 158er Infanteristen am Schützenzug in Paderborn. Damit sei, so das Zwischenergebnis von Stambolis, das Auftreten der Vereine kurz nach der Jahrhundertwende Bestandteil der öffentlichen Militärfolklore im Kaiserreich geworden.

Mit Beginn der Weimarer Republik erhielten die Schützenvereine regen Zulauf, und zwar aus den Reihen der durch den Versailler Vertrag zunächst verbotenen Kriegervereine. In den Folgejahren lebte das alte, unter anderem durch die Kirchennähe der Schützen begründete, Konkurrenzverhältnis zwischen beiden Vereinsarten jedoch mit neuer Schärfe auf. Auf der politisch-inhaltlichen Ebene spielte sich der Konflikt jedoch nicht ab, da beide die Republik innerlich ablehnten. Dies war schließlich die ideologische Brücke, die

zunächst ein Arrangement mit dem Nationalsozialismus möglich erscheinen ließ. Im Laufe der Jahre spitzte sich allerdings die Situation für die konfessionell gebundenen Vereine in Paderborn mit den wachsenden Spannungen zwischen Kirche und Staat zu. Die Alternativen für die katholischen Schützenvereine lauteten: Beitritt zum Deutschen Schützenverband unter Aufgabe der konfessionellen Bindungen oder Beitritt zum Westfälischen Heimatbund unter Rückstellung des Schießsports. Das tatsächliche Verhalten der Vereine war indessen uneinheitlich, so dass – auch aufgrund der Quellenlage – nur vorsichtige generalisierende Aussagen zum Erfolg der Gleichschaltung gemacht werden können.

Nach Ende des Krieges wurden die Schützenvereine von den Alliierten zunächst verboten. Doch mit Rückendeckung der katholischen Kirche gelang es schon bald, die Schützen wieder „salonfähig“ zu machen – auch wenn sie in den Zeiten der „Entmilitarisierung“ der deutschen Gesellschaft in eine Defensivposition gerieten. Aber schon bald war in der Zeit des Kalten Krieges erneut ein steigendes Selbstbewusstsein in ihren Reihen zu verzeichnen, zumal auch staatliche Würdenträger die Schützen unterstützten. In den letzten Jahrzehnten schließlich traten im Schützenwesen männerbündisch-nationale Tendenzen zurück: Man öffnete sich langsam für Frauen und gab politische Positionen auf.

Dr. Ulrike Krey (Bielefeld) befasste sich in einer vergleichenden Studie mit Frauenvereinen in Münster und Paderborn. Mit ihren einleitenden methodischen Bemerkungen über die gesellschaftliche Kategorie „Geschlecht“ ordnete die Referentin ihr Thema der in der Geschichtswissenschaft seit einiger Zeit diskutierten übergeordneten Perspektive der Geschlechterbeziehungen zu. Unter diesem Ansatz untersuchte sie beispielhaft die sozial-karitativen

Initiativen bedeutender Frauen wie Pauline von Mallinckrodt in einem männlich geprägten staatlich-gesellschaftlichen Umfeld. In Paderborn waren es demnach Frauen aus sozial gehobenen Kreisen, die sich karitativ – und oft aus religiösen Motiven – in der Armenfürsorge engagierten. Dabei hatten sich die weiblichen Aktivitäten an von Männern gesetzten Normen und Regeln auszurichten, was im Alltag zu zahlreichen Konflikten führen konnte.

Beiden Städten Münster und Paderborn kam 1848 die Bedeutung von Schaltzentralen im regionalen Vereinswesen Westfalens zu. Die dortigen Vereine erreichten mitunter eine Ausstrahlung, die in Form von Zweigvereinen weit in das ländliche Umland reichte. Insgesamt wirkten die Jahre 1848/49 polarisierend auf die sozial engagierten Frauen. Nach dem preußischen Vereinsgesetz war ihnen die Mitgliedschaft in politischen Vereinen nicht gestattet, so dass ihre Betätigung in sozialen Vereinen oder Kongregationen Ausdruck fand. Dies hielt viele Frauen in der zweiten Jahrhunderthälfte nicht davon ab, religiös-politische Bewegungen zu unterstützen, wie das Beispiel eines zentrumsnahen Damenvereins in Münster belegt.

Abschließend zog die Referentin ein bemerkenswertes Fazit: Dem Vereinswesen kommt eine geradezu exemplarische Bedeutung für das Verhältnis der Geschlechter zu. Es beruhte zwar auf einem herkömmlichen Verständnis von der geschlechterspezifischen Differenz, das durch Abgrenzung der Aufgaben gekennzeichnet war. Andererseits konnten Geschlechterkonflikte nunmehr jenseits des häuslich-familiären Bezugsrahmens auf der zumindest halböffentlichen Plattform ausgetragen werden, die das Vereinswesen bot. Soziales Engagement der Frauen war daher Teil umfassenderer Profilierungsversuche. Neue Tätigkeitsfelder taten sich durch die Vereine für die Frauen auf – jenseits beste-

hender Rollenmuster und konfessioneller Bindungen. So plädierte die Referentin dafür, Konzepte der sozialanthropologischen Genderforschung heran zu ziehen, um geschlechterübergreifende Probleme im Kontext sozio-politischer, konfessioneller und ökonomischer Machtfelder zu berücksichtigen.

Mit dem Thema „Turn- und Sportvereine in Paderborn im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert“ befassten sich **Prof. Dr. Marie-Luise Klein und Wiebke Lamprecht (Paderborn)**. Einen ersten vergeblichen Versuch der königlich-preußischen Regierung, das Turnen auch in Paderborn zu etablieren, unternahm diese im Jahre 1819. Der Paderborner Stadtdirektor lehnte den Vorstoß jedoch ab, da die Lehrerschaft dem Turnen gegenüber nicht aufgeschlossen sei. Es blieb dennoch dem Schulturnen vorbehalten, zur Keimzelle der lokalen Turn- und Sportentwicklung zu werden. Der erste Turnunterricht ist für das Jahr 1835 am Gymnasium Theodorianum auf dem Turnplatz „auf dem Riemke“ nachgewiesen.

Der erste Turnverein etablierte sich in Paderborn erst 1848 – und löste sich vermutlich nach kurzer Dauer wieder auf. Auch in den Folgejahren war von einem Vereinswesen vorerst nicht zu sprechen, denn das restriktive preußische Vereinsgesetz von 1850 verhinderte die Ausbreitung der Vereine. Einen neuen Anlauf startete der während des Kulturkampfes gegründete Bildungsverein, dessen Mitglieder 1874 den Paderborner Turnverein ins Leben riefen. In der Regel entstammten die Turner in Paderborn dem bürgerlichen Milieu und sorgten durch ihr Abstimmungsverhalten bei Neuaufnahmen für die Beibehaltung ihrer gesellschaftlichen Exklusivität.

Konkurrenz bekam die Turnbewegung in Deutschland – und mit der auch auf anderen Feldern beobachtbaren zeitlichen

Verzögerung in Paderborn – durch den Sport. Was für den heutigen Zeitgenossen zunächst kein begrifflicher Widerspruch sein muss, kam im 19. Jahrhundert völlig gegensätzlichen Auffassungen der Körperkultur gleich. Turnen war Ästhetik, teils auch militärähnlicher Drill. Jedenfalls war es kein Wettkampf. Zentrales Kennzeichen des neuen englischen Sports hingegen war das Ausüben bekannter körperlicher Übungen nach neuen Prinzipien der aufkommenden Industriegesellschaft: Leistungssteigerungen bis an die Grenze der Belastbarkeit, Messbarmachung von Ergebnissen mit Stoppuhr, Bandmaß und Gewichten oder die Bewertung nach Punkten. Derartige Konkurrenz zog im übrigen immer mehr Zuschauer an.

Seit der Jahrhundertwende gründeten sich bis 1918 in Paderborn neben vier Turnvereinen zwölf Sportvereine, darunter vier Radsport-, vier Fußball-, zwei Wintersportvereine sowie ein Kraftsport- und ein Schwimmverein. Doch auch in diesen Vereinsformen nahmen gesellige Zusammenkünfte eine bedeutende Funktion ein. Der erste Sportverein in der Paderstadt war der Radfahrer-Verein Paderborn von 1888. Daneben etablierten sich um die Jahrhundertwende der Kraftsport und der Fußball. Hier waren es vor allem Kaufmannsgehilfen aus der neuen Mittelschicht, die 1908 den Fußballclub Preußen gründeten. Eine ablehnende Haltung nahmen die Kirche und die Lehrerschaft ein, die im Fußball ein unzivilisiertes, rohes Spiel sahen, das noch dazu während der Gottesdienstzeiten ausgeübt wurde.

Politisch gebärdeten sich die Turnvereine seit Mitte des 19. Jahrhunderts nicht mehr revolutionär, sondern trugen fortan ihre Kaiserstreue zur Schau. Sie vertraten eine deutsch-nationale Gesinnung, die den Sportvereinen zunächst fern lag. Patriotisch gesinnt waren deren Mitglieder jedoch ebenfalls, wie die Referentinnen am Bei-

spiel des Ersten Weltkriegs deutlich machten. Unterschiede stellten sie allerdings bei der Sozial- und Altersstruktur fest: Während die bürgerlichen Turnvereine durch ihre langjährigen Mitglieder so etwas wie Kontinuität erreichen konnten, waren in den Sportvereinen junge Menschen aktiv, so dass die Mitgliederzahl oft durch Berufs- bzw. Ortswechsel instabil war. Turnen und Sport waren außerdem zunächst reine Männersache. Nur zögerlich fanden Frauen Zugang – und dies auch nur in geringer Zahl. Nach einer Erhebung des Turnkreises VIIIa der Deutschen Turnerschaft für das Jahr 1912 nahmen in Paderborn – neben 360 Männern – 17 Frauen und Mädchen über 14 Jahren am Turnbetrieb teil; zwei Frauen waren sogar als Vorturnerinnen aktiv. Auch in den Sportarten wirkten Frauen in nennenswertem Maße erst ab der Zeit der Weimarer Republik.

Eine Lanze für die Fahne brach **Dr. Eckhard Trox (Lüdenscheid)**. Er setzte sich in seinem Vortrag dafür ein, Vereinsfahnen als historische Quellen stärker zu berücksichtigen und nicht nur als Beiwerk schriftlicher Quellen anzusehen. Immerhin komme in Fahnen das Selbstverständnis eines Vereins zum Ausdruck – zumindest zum Zeitpunkt seiner Gründung bzw. Anschaffung der Fahne. Fahnsymbole können daher als Beitrag zur emotionalen Selbstverständigung nach innen und nach außen gewertet werden.

Die Motive der Lüdenscheider Vereine speisten sich nicht selten aus dem Symbolrepertoire überregionaler Bewegungen. Die Fahne des Lüdenscheider SPD-Ortsvereins ist unschwer dem Umfeld der Arbeiterbewegung zuzurechnen und vereinigt die symbolische Farbe Rot mit Schwarz-Rot-Gold. Allerdings lag es nicht immer und nicht ausschließlich im Ermessen eines Vereins, seine Fahne zu gestalten. Vielmehr gab es ministerielle Auflagen, die zu be-

rücksichtigen waren. Die Fahne des Gardevereins Stadt und Amt Lüdenscheid von 1897 stand wegen behördlicher Vorgaben im Geist der preußischen Militärtradition und weist nur geringe lokale Bezüge auf. Politische Brisanz konnten Fahnen vor allem während der Weimarer Republik gewinnen: Bewusst wurden monarchische Symbole von vielen Vereinen weiter verwendet, um so ihre antidemokratische Stimmung auszudrücken. Vielfach dürften diese Symbole aber auch erst in der Republik einen politischen Gehalt bekommen haben.

Die Arbeiterbewegung in Lüdenscheid weist eine relativ schlechte Überlieferung an Vereinsfahnen auf. Bei dem vorhandenen Material fällt auf, dass es sich um ein eng gefasstes Repertoire handelt, das sich auf wenige Symbole beschränkt: einerseits die verschränkten Hände als Zeichen der Arbeitersolidarität, andererseits die aufsteigende Sonne, die das sozial-utopische Konzept repräsentiert. Dem katholischen Milieu bestätigte der Referent eine umfangreiche Fahnenkultur, die möglicherweise dazu diente, Identifikationsprozesse der Katholiken im ansonsten protestantischen Lüdenscheid zu unterstützen. Die politische Bewegung des Liberalismus war of-

fensichtlich unfähig, ein eigenes Symbolrepertoire zu entwickeln, wobei der Referent dies in Zusammenhang mit dem andauernden politischen Niedergang dieser Bewegung im 19. Jahrhundert brachte. Bürgerliche Vereine der Sänger, Schützen oder Turner nutzten eine disparate Symbolik. So fand sich bei den Turnern sowohl der „Turnvater“ Jahn als auch der Preußenadler oder Abbildungen von Nationaldenkmälern.

Im Verlauf der Tagung wurde deutlich, dass es mehr denn je darauf ankommt, regionale Besonderheiten zu untersuchen und diese in die überregionalen Entwicklungen einzubetten. Denn trotz aller spezifischen Besonderheiten der Vereine in Paderborn, Münster oder Lüdenscheid lassen sich allgemeingültige Aussagen treffen. Vereine vermitteln seit jeher Geborgenheit und „soziale Heimat“, was sie angesichts wachsender Modernisierungstendenzen im 19. Jahrhundert besonders attraktiv machte. Andererseits dienen und dienen sie häufig vor allem der gemeinsamen Interessenvertretung ihrer Mitglieder, was sie selbst wiederum zu einem pluralistischen Element, zu einem Katalysator der Modernisierung machen kann.

Zu den Anfängen der langobardischen Großherzogtümer Spoleto und Benevent

von Claudia Weskamp

„Im Jahr 568 gaben die Langobarden ihre pannonische Heimat auf und drangen in Oberitalien ein. Bis heute hat sich die Schulweisheit erhalten, daß mit diesem Jahr 568 die Völkerwanderungszeit zu Ende gegangen sei. Tatsächlich waren die Langobarden die letzten, die zu einer dauerhaften Reichsgründung auf römischen Boden schritten und ihr Regnum überdies

im alten Kernland Italien errichteten.“

Neben diesem frühmittelalterlichen Langobardenreich, dem *regnum Langobardorum*, bildeten sich nach 568 in Mittel- und Süditalien noch zwei weitere staatliche Gebilde, die langobardischen Großherzogtümer Spoleto und Benevent. Diese agierten zudem weitgehend unabhängig vom *regnum*. Im Gegensatz zu ihrer Be-

deutung für die langobardische Geschichte werden die Anfänge dieser Herzogtümer in der Forschung allerdings meist nur am Rande behandelt.

Dies ist kein Zufall, betrachtet man die Quellenlage. Es gibt keinen „Gründungsmythos“, keine Nachricht eines konstitutiven Aktes einer bedeutenden Person oder Personengruppe. Die langobardische Urkundenüberlieferung setzt erst sehr viel später ein. Auch ein verbreiteter, interdisziplinärer Ansatz, der die Ergebnisse der Archäologie einbezieht, bringt keine wesentlichen neuen Erkenntnisse, da entsprechende Zeugnisse schlicht fehlen.ⁱⁱ Im wesentlichen basieren alle Thesen auf den wenigen Dingen, die uns Paulus Diaconus in seiner *Historia Langobardorum* berichtet.ⁱⁱⁱ Dieser schreibt seine Langobardengeschichte allerdings in einem beachtlichen zeitlichen Abstand zu den Ereignissen. Zwischen der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts und dem endenden 8. Jahrhundert liegen immerhin rund zweihundert Jahre. Darüber hinaus äußert er sich an keiner Stelle direkt zu den Anfängen der beiden Großherzogtümer. Obwohl ihm aufgrund des zeitlichen Abstands die Bedeutung dieser Dukate für die langobardische Geschichte bewußt gewesen sein muß, findet sich in der gesamten *Historia Langobardorum* keine Episode über einen konstitutiven Akt einer bedeutenden Person oder Personengruppe. Dies ist unverständlich, betrachtet man den persönlichen und zeitgenössischen Hintergrund dieses Geschichtsschreibers. Paulus Diaconus verfaßt seine Langobardengeschichte zu einer Zeit, als das *regnum Langobardorum* infolge der Eroberung durch Karl den Großen im Jahre 774 als unabhängiges Königreich nicht mehr existierte, Benevent aber sehr wohl weiterhin ein selbständiges Herzogtum bildete. Dazu kommt, daß Paulus selbst durch seinen persönlichen Lebenslauf eng mit Benevent verbunden

ist. So hat er am Hof der *duces* von Benevent gelebt und diesen gedient. All dies zusammengenommen würde nun aber dafür sprechen, daß Paulus Diaconus ein reges Interesse insbesondere für die Anfänge zumindest des Herzogtums Benevent entwickelte. Schließlich wäre eine möglichst frühe Gründung evtl. durch die Initiative einer prestigeträchtigen Person oder Personengruppe der Garant einer langen Kontinuität und damit Legitimationsbasis für weiterreichende Ansprüche Benevents als einzigem unabhängigen Träger langobardischer Traditionen.^{iv} Warum widmet Paulus Diaconus diesem zentralen Thema in seiner Langobardengeschichte kein eigenes Kapitel oder zumindest einen Exkurs? Liegen selbst ihm, der im Vergleich zu uns den Ereignissen um ein Vielfaches näher ist, bereits zu seiner Zeit zu wenige Quellen vor, so daß er dieses Thema in der Schwebe beläßt? Eine andere Erklärungsmöglichkeit könnten die Überlegungen Pohls sein, dessen Verdienst es ist, die zahlreichen Brüche und Widersprüche der Langobardengeschichte nicht auf einen naiven Kompilator zurückzuführen, sondern diese vor dem Hintergrund sowohl der wechselvollen Vita des Autors als auch der bewegten zweihundertjährigen Geschichte des Langobardenreichs in Italien zu sehen. Paulus lebte nicht nur am Hof von Benevent. Er stammte aus Friaul und hatte neben den beneventanischen Herzögen auch den Langobardenkönigen gedient. Außerdem wirkte er als bekannter Gelehrter einige Zeit am Hof Karls des Großen. Die Geschichte, die er schreibt, ist eben nicht nur von Auseinandersetzungen zwischen Langobarden und Franken geprägt, sondern sie ist voll von Konflikten zwischen Römern und Langobarden, zwischen dem langobardischen König und den langobardischen Herzögen und – im Fall des Mönchs Paulus nicht zu vergessen – zwischen der Kirche von Rom und den Lan-

gobarden.^v All dies spiegelt sich in der *Historia Langobardorum* wider. „Sie ist keine geschlossene Narratio, die auf irgendeinen (wenn auch nicht mehr geschriebenen) Fluchtpunkt, eine Auflösung hin konzipiert ist [...] Die Erzählperspektive wechselt mit dem jeweiligen Gegenstand, das Ende bleibt offen.“^{vi}

Im Gegensatz zu Paulus Diaconus haben die Briefe und *Dialogi* Papst Gregors des Großen, die zweite wesentliche Quellengruppe, einen nicht zu unterschätzenden Vorteil: Sie sind bei allen Einschränkungen, die sich durch ihren tendenziösen Charakter ergeben, zeitgenössische Zeugnisse. Gerade für eine zeitliche Einordnung der Ereignisse enthalten sie wichtige Hinweise. Nicht zuletzt durch die räumliche Nähe besonders zu Spoleto ergibt sich überdies von selbst, daß die beiden mittel- bzw. süditalienischen Dukate und vor allem ihre militärischen Aktivitäten Thema der Korrespondenz Papst Gregors sind.

Neben den zeitnahen Nachrichten aus den Lebensbeschreibungen der Päpste im sog. *Liber pontificalis* sind wir auf vereinzelte Nachrichten fränkischer und byzantinischer Geschichtsschreiber angewiesen.

Die Frage nach der Entstehung der langobardischen Großherzogtümer Spoleto und Benevent muß in Form zweier Teilfragen präzisiert werden: Zunächst läßt sich nach der Entstehungszeit dieser beiden Dukate fragen. Die Forschung liefert hierzu im wesentlichen folgende drei Alternativen:

- a) unter König Alboin (nach 568), d. h. bald nach der langobardischen Invasion in Italien,
- b) während der königslosen Zeit (zwischen 574 und 584),
- c) nach der Erneuerung des Königtums unter Authari (nach 584).

Die zweite Teilfrage bezieht sich auf die Art der Entstehung. Handelte es sich um Gründungen im Auftrag des langobardischen Königs? Wurden die ersten Herzöge also vom König eingesetzt, wie es Paulus Diaconus z. B. für Gisulf im Herzogtum Friaul berichtet, oder handelten die ersten Herzöge „auf eigene Faust“ und ohne direkte königliche Einwirkung? Eng verbunden mit diesem Punkt ist die Frage nach dem Verhältnis zu Byzanz. Wurden diese Herzogtümer gleichsam als Bollwerke gegen die östliche Großmacht im Süden Italiens errichtet oder ist vielmehr damit zu rechnen, daß sich diese Langobarden mehr oder weniger eigenständig mit Byzanz arrangiert haben, vielleicht gar als Förderaten?

Auf der Basis einer unverändert schmalen Quellenlage lassen sich schwerlich neue Erkenntnisse bezüglich der Anfänge der beiden langobardischen Herzogtümer Spoleto und Benevent gewinnen. Versuche dieser Art müssen letztendlich auf ein Abwägen von Wahrscheinlichkeiten beschränkt bleiben. Als um so ergiebiger hat es sich dagegen erwiesen, die verschiedenen Forschungshypothesen auch vor ihrem jeweiligen zeitgenössischen Hintergrund zu sehen. Es geht also stets darum, die verschiedenen Ansichten aus gewissermaßen zwei Perspektiven, auf ihre Stichhaltigkeit hin zu überprüfen. Die erste Folie bilden zunächst natürlich die wenigen Nachrichten, die wir in den unterschiedlichen Quellen zu diesem Zeitraum finden. Darüber hinaus ist es nicht uninteressant zu sehen, wie die Forschung im Laufe der Zeit gerade mit den „Lücken“ dieser Überlieferung umgegangen ist. Oft stellt sich heraus, daß hinter Forschungskontroversen weniger eine unterschiedliche Deutung einer bestimmten Quelle als vielmehr das andersartige Ausfüllen einer „Lücke“ steht.



Auffallend ist insbesondere die äußerst schmale Quellenlage zu den Anfängen des Dukats Spoleto. Dementsprechend vage bleibt auch ihre zeitliche Einordnung. Die dürftige Quellensituation ist jedoch nicht zufällig. Oben ist bereits ausgeführt worden, in welchem Maß unsere Einblicke in die Entstehung der mittel- und südlangobardischen Herzogtümer von den Nachrichten abhängen, die uns Paulus Diakonus überliefert. Sein Schweigen zu Spoleto ist in seiner Vita begründet, denn dieses Her-

zogtum liegt nicht in seinem unmittelbaren Erfahrungs- und Interessensbereich.^{vii} Die Datierung der Anfänge dieses Dukats ist allerdings nicht beliebig. Auch wenn der Großteil der Forschung die ältere Vorstellung einer planmäßigen Eroberung Italiens durch die Langobarden in Nord-Süd-Richtung ablehnt, so ist doch wahrscheinlich, daß langobardische Truppen dieses Gebiet auf jeden Fall nicht später als Benevent erreicht haben. Die zeitliche Einordnung der Anfänge des Dukats von Spoleto

ergibt sich also eher im Rückschlußverfahren.

Obwohl Paulus Diaconus in seiner Aufzählung der Herzogtümer anlässlich des Beginns der königslosen Zeit die *duces* von Spoleto und Benevent nicht namentlich erwähnt, scheinen die Anfänge des Herzogtums Benevent in der Phase des sog. „Interregnums“ zu liegen.^{viii} Um es noch einmal ausdrücklich zu betonen: Auch diese Annahme kann keinen Anspruch auf letzte Gültigkeit erheben. Sie beruht im wesentlichen auf einer Stelle bei Paulus Diaconus, in der er berichtet, daß die einzelnen *duces* während der königslosen Zeit daran gingen, ihre jeweiligen Machtpositionen durch Eroberungen auszuweiten.^{ix} Doch scheint diese Variante der zeitlichen Einordnung am wahrscheinlichsten, wahrscheinlicher jedenfalls als ein früherer bzw. späterer Zeitpunkt. Ein Argumentationsstrang, der für eine frühere Datierung spricht, kombiniert die bei Paulus Diaconus überlieferte zwanzigjährige Regierungszeit des ersten Herzogs von Benevent, Zotto, mit einem Brief Papst Gregors des Großen aus dem Jahr 592, der den Nachfolger Zottos, Arichis, erwähnt. Aber was sagt diese Verknüpfung zum Entstehungszeitpunkt des Herzogtums Benevent aus?

Schon Hartmann hat vermutet, daß die Zahl der Regierungsjahre des ersten Herzogs von Benevent erschlossen ist.^x Was könnte für diese Annahme sprechen? Zunächst ist festzustellen, daß ein eigenes Kapitel oder zumindest ein nachträglicher Exkurs zur Gründung des Herzogtums Benevent fehlt. Ob dies aus Mangel an Informationen oder aus Rücksicht auf die wechselnden Machtzentren geschehen ist, in deren Umgebung Paulus Diaconus literarisch tätig war, sei an dieser Stelle dahingestellt.^{xi} Paulus gibt weiterhin keinen Hinweis darauf, wann diese Regierungszeit Zottos beginnt oder endet. Die Nachricht

über Namen und Dauer der Regierung des ersten Herzogs von Benevent steht mehr oder weniger unverbunden in einem Kontext von Ereignissen, die sämtlich in die Zeit um 590 fallen. Paulus versucht erst gar nicht, sie in irgendeiner Weise in seine ansonsten weitgehend chronologische Erzählweise einzugliedern. Ob es sich dabei um eine Zeitangabe handelt, die von ihm selbst erschlossen worden ist, um mehr oder weniger unbeholfen die Spanne zwischen dem Eintritt der Langobarden in Italien im Jahre 568 und dem Erzählhorizont der Kapitel zu überbrücken, die die Nachricht von der Regierungsdauer Zottos umgeben, oder aus welchen Quellen Paulus Diaconus hier schöpft, ist kaum sicher zu bestimmen. Zumindest fragwürdig erscheint diese Zeitangabe insofern, als sie als Fremdkörper unverknüpft zum übrigen Erzählstrang steht.

Die Hypothese einer Entstehung der genannten Dukate erst unter König Authari ist bereits von der älteren Forschung aufgrund des sagenhaften Charakters der Überlieferung zurückgewiesen worden.

Was die Art der Entstehung der beiden Großherzogtümer Spoleto und Benevent betrifft, so ist seit Bognetti nahezu einhelliger Forschungsstand, daß die Anfänge dieser Dukate weniger auf die Initiative des langobardischen Königs als vielmehr auf die eigenständigen militärischen Unternehmungen einzelner langobardischer *duces* zurückgeht.^{xii} Darüber hinaus erscheint die Vorstellung einer „Gründung“ der beiden Herzogtümer als inadäquat. So bezeichnet etwa Jarnut die langobardische Landnahme in Italien als einen „sehr differenzierten, zeitlich lang gestreckten Prozeß“, der durch zwei Tendenzen bestimmt wird: „Stabilisierung und Intensivierung“.^{xiii} Die Entstehung der süd- und mittellitalienischen Dukate fällt zunächst in den ersten Bereich, ihre weitere insbesondere territoriale Ausformung reicht aber schon darüber

hinaus.

Die Untersuchung der Entstehungsart der Dukate Spoleto und Benevent hat überdies gezeigt, wie eng die Strukturen dieses Raumes mit der byzantinischen Herrschaft verbunden sind. Seit Bognetti ist in der Forschung weitgehend unbestritten, daß langobardische *duces* in byzantinischen Dienst getreten sind. Sowohl die ersten Herzöge von Spoleto und Benevent als auch deren unmittelbare Nachfolger haben es durch geschicktes Lavieren verstanden, sich einerseits die finanzielle Unterstützung durch Byzanz zu sichern, als auch eine weitgehend unabhängige Politik zu betreiben und ihre eigene Machtposition auszubauen.

Interessant wäre nun die Frage, wo mögliche Gründe für die strukturelle Andersartigkeit Unteritaliens im Vergleich zu Oberitalien liegen könnten. Prinzipiell ist von einer Kontinuität des spätantiken Strukturelements der *civitas*, also einer Stadt als Herrschaftsmittelpunkt mit ihrem zugehörigem Umland, auch in der Phase der Langobardenherrschaft in Italien auszugehen. Dieses Modell muß allerdings dahingehend differenziert werden, daß nicht jedes langobardische Zentrum mit spätantiken bzw. gotischen Herrschaftsmittelpunkten deckungsgleich sein muß. Spoleto und Benevent sind zwar nicht als langobardische „Gründungen“ zu betrachten, da sie auf spätantiken Grundlagen fassen. Ihre politische Bedeutung im mittel- und süditalienischen Bereich sind allerdings als Entwicklungen der Langobardenzeit anzusprechen. Welche strukturellen Folgen diese Tatsache gerade im Vergleich zum norditalienischen Raum zeitigte, kann in diesem Kontext nicht mehr geklärt werden. Diese Fragestellung würde den zeitlichen Rahmen „der Anfänge der Großherzogtümer Spoleto und Benevent“ bei weitem sprengen und muß einem späterem Zeitpunkt vorbehalten bleiben.

- ⁱ WOLFRAM, Herwig, Das Reich und die Germanen. Zwischen Antike und Mittelalter, Wien 1994, S. 391.
- ⁱⁱ BIERBRAUER, Volker, Die Landnahme der Langobarden in Italien aus archäologischer Sicht, in: MÜLLER-WILLE, Michael/SCHNEIDER, Reinhard (Hg.), Ausgewählte Probleme europäischer Landnahmen des Früh- und Hochmittelalters. Methodische Grundlagendiskussion im Grenzbereich zwischen Archäologie und Geschichte, Teil I, Vorträge und Forschungen 41, Sigmaringen 1993, S. 103-172, hier S. 171.
- ⁱⁱⁱ Es handelt sich im wesentlichen um Paulus Diaconus, *Historia Langobardorum*, II, 26 und III, 32 und 33.
- ^{iv} Vgl. hierzu KRÜGER, Heinrich, Zur 'beneventanischen' Konzeption der Langobardengeschichte des Paulus Diaconus, *FMSt* 15, 1981, S. 18-35.
- ^v POHL, Walter, Paulus Diaconus und die „*Historia Langobardorum*“: Text und Tradition, in: SCHARER, Anton/SCHIEBELREITER, Georg (Hg.), *Historiographie im frühen Mittelalter*, Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 32, Wien/München 1994, S. 375-405, bes. S. 380 f.
- ^{vi} POHL., a.a.O., S. 388.
- ^{vii} Vgl. hierzu GASPARRI, Stefano, Il ducato longobardo di Spoleto: istituzioni, poteri, gruppi dominanti, in: *Atti del 9° congresso internazionale di studi sull'alto medioevo*, Spoleto 1983, S. 77.
- ^{viii} Paulus Diaconus, *Historia Langobardorum*, II, 32.
- ^{ix} Paulus Diaconus, *Historia Langobardorum*, II, 32.
- ^x HARTMANN, Ludo Moritz, *Geschichte Italiens im Mittelalter*, Bd. II/1, Leipzig 1900, S. 54, Anm. 8.
- ^{xi} POHL, Walter, Memory, identity and power in Lombard Italy, in: HEN, Yitzak/ INNES, Matthew, *The uses of the past in early medieval Europe*, Cambridge 2000, S. 9-28, bes. S. 19 f.

^{xii} BOGNETTI, Gian Pierro, *L'età longobarda*, 4 Bde., Milano 1966-1968, bes. Bd. 3, S. 439-475 und S. 485-505.

^{xiii} JARNUT, Jörg, Die Landnahme der Langobarden in Italien aus historischer Sicht, in:

MÜLLER-WILLE/ SCHNEIDER, a.a.O., S. 173-194, hier S. 194 und allgemein DERS., *Geschichte der Langobarden*, Stuttgart 1982.

Gedächtnis, Gräber und Gelehrte

von Sascha Käufer

Der Umgang mit dem Tod ist ein kulturelles Phänomen. In den verschiedensten Wissenschaften hat dieses Thema derzeit Konjunktur. Denn der Tod gehört nicht nur zu den Wesensmerkmalen individueller menschlicher Existenz, sondern er stellt auch die Gemeinschaft der Lebenden vor ein Problem: wie lässt sich der Verlust eines Mitmenschen bewältigen? Eine entscheidende Rolle spielen hierbei Rituale und Glaubensvorstellungen, die die Auseinandersetzung mit dem Tod erleichtern sollen. Ihre Analyse gestattet je nach Zeit und Region Einblicke in soziale Strukturen.

Die Notwendigkeit interdisziplinärer Herangehensweise liegt bei einem so komplexen Thema klar auf der Hand, zumal wenn der Tod in vergangenen Epochen und Gesellschaften untersucht werden soll. Vom 24. bis zum 27. April 2001 versammelten sich Archäologen und Historiker aus Dänemark, Deutschland, Großbritannien, Österreich und den USA in Paderborn, um den Umgang mit dem Tod im Mittelalter zu diskutieren. Die Tagung stand unter dem Titel „Erinnerungskultur im Bestattungsritual“, um historischen und archäologischen Quellen und Fragestellungen gleichermaßen gerecht zu werden.

Warum gerade Paderborn? Die alte westfälische Bischofsstadt ist zweifellos kein Zentrum für interdisziplinäre Studien zu *Death and Society*, wie sie etwa an der Universität Reading betrieben werden. Die Gründe sind andere: Zum einen wird in

Paderborn seit vielen Jahren eine fruchtbare Zusammenarbeit zwischen Archäologen und Historikern gepflegt. Zum anderen lag Paderborn im Früh- und Hochmittelalter in Sachsen, wo um 800 christliche Franken auf größtenteils heidnische Sachsen trafen. Einige frühere archäologisch-historische Tagungen im Vorfeld der Paderborner Karolingerausstellung 1999 („799 – Kunst und Kultur der Karolingerzeit“) haben gezeigt, wie gewinnbringend ein Vergleich beider Völker angesichts ihres Kulturkontakts sein kann und wie der allmähliche Prozess der herrschaftlichen und religiösen Überformung der Sachsen durch die Franken verlief. (vgl. H.-J. Häßler, *Sachsen und Franken in Westfalen* [Studien zur Sachsenforschung 12], Oldenburg 1999.)

Von archäologischer Seite stellte zunächst Christoph Grünewald (Münster) westfälische Friedhöfe des 5. bis 10. Jahrhunderts vor. Die Vielfalt dort nachgewiesener Bestattungsformen erscheine auf den ersten Blick anarchisch, könne aber den Schlüssel für eine Besiedlungsgeschichte Westfalens liefern. Wie nachhaltig sich kultureller Wandel auf das Bestattungsweisen auswirken konnte, zeigte Falko Daim (Wien) am Beispiel der Awaren. Aufgrund des Übergangs von einer Kriegs- zu einer Landwirtschaft hätten diese im 7. Jahrhundert vorübergehend Bestattungssitten entwickelt, die sich nicht länger an byzantinischen Vorbildern orientierten. Auch Anne Pedersen (Kopenhagen) ging in ihrem

Vortrag von einer ganz ähnlichen Beobachtung aus. Die Christianisierung Dänemarks im 10. Jahrhundert habe dazu geführt, dass viele adlige Familien ihre Gräber besonders reich mit Beigaben ausstatteten. Die Betonung der traditionellen Begräbnissitten in einer Zeit kulturellen Wandels deutete Pedersen aber nicht als Ausdruck der Stärke, sondern als Zeichen der Verunsicherung.

Über Grabbräuche in christlicher Zeit referierte Matthias Wernhoff (Paderborn). Anhand westfälischer Beispiele wie Herford, Herzfeld oder Enger verwies er auf die Tendenz, dass sich von 800 an bis ins Hochmittelalter hinein Kirchengründer häufig nicht am Altar, sondern im Kreuzgang oder im Porticus einer Kirche bestatten ließen. Barbara Scholkmann (Tübingen) plädierte überhaupt für eine verstärkte Erforschung von Gräbern in Kirchen, die lange vernachlässigt worden sei. Sie schlug vor, eine kircheninterne Bestattungstopographie zu erstellen und dabei zu klären, warum die Gräber in der Regel nicht zentral im Kirchenraum angelegt wurden.

Von historischer Seite skizzierte zunächst Dieter Geuenich (Duisburg) einige Grundlagen des Gebetsdenkens und der Gebetshilfe im Mittelalter, dass z. B. Heilige über ihren Tod hinaus Rechtspersonen blieben und dass Memorienstiftungen dazu dienten, nicht nur den Menschen auf Erden, sondern auch dem himmlischen Gott in Erinnerung zu bleiben. Über Konstanz und Wandel von Jenseitsvorstellungen Nordostgalliens berichtete Guy Halsall (London/GB) am Beispiel Trierer Epitaphien. Dabei beschrieb er das Begräbnis als kulturellen Text, der sich an ein Publikum wende, wobei Lage und Beigaben als die Grammatik des Grabes aufgefasst werden könnten. Bonnie Effros (Edwardsville/USA) verfolgte die Entstehung des Verbots von Totenfeiern über den Gräbern der Verstorbenen in der Merowingerzeit,

was bereits die Kirchenväter abgelehnt hatten. Ein Problem bei solchen Totenfeiern sah sie in der Interpretation der archäologisch nachweisbaren Grabbeigaben.

Mit den kirchenrechtlichen Vorschriften zum frühmittelalterlichen Bestattungswesen befasste sich Wilfried Hartmann (Tübingen). Ambrosius, Augustinus und Gregor der Große hatten in der Bestattung in der Kirche einen Nutzen für das Seelenheil gesehen, doch in der Karolingerzeit setzte man das spätantike Verbot innerkirchlicher Gräber weitgehend durch. Möglicherweise stand dies im Zusammenhang mit dem Kampf gegen das Eigenkirchenwesen. Wie ein Begräbnis im Kloster aussah, wusste Fredrick S. Paxton (New London/USA) am Beispiel rekonstruierter *Consuetudines* aus Cluny sehr anschaulich darzustellen. Trat ein Todesfall ein, so wurde der gewöhnliche Tagesablauf des gesamten Konvents unterbrochen: Nach Möglichkeit sollten alle Mönche am Begräbnisritual teilnehmen. Ein eindrucksvolles Beispiel für den hohen Stellenwert der Memoria im Mittelalter.

Die lebhaften Diskussionen während der Tagung berührten vor allem um methodische Aspekte. Im Mittelpunkt stand immer wieder die Frage nach der Aussagekraft der Grabbeigaben. Heinrich Härke (Reading/GB), der seinen Beitrag speziell diesem Thema gewidmet hatte, stellte die verschiedenen Ansätze vor: Grabbeigaben können als Ausstattungsgegenstände für das Jenseits, Geschenke für den Toten, Gaben an ein höheres Wesen, Überreste der Totenfeier und anderes mehr interpretiert werden. Aber sie können auch den Status des Toten anzeigen oder Teil des Potlach sein. Es müsse immer mit einem Kompositum verschiedener Deutungsmöglichkeiten gerechnet werden. Und nicht nur das Erinnern, sondern auch das Vergessen spiele hierbei eine wichtige Rolle. Falko Daim betonte ergänzend, dass Beigaben einen

semiotischen Zeichenwert hätten, den sie im Lauf der Zeit auch wieder verlieren könnten. Außerdem müsse man zwischen Tracht und Beigabe unterscheiden.

Die Grundlage des Erinnerns sah man im wiederholten Aufsuchen der Grabstätten, die in besonderer Weise als Erinnerungsorte zu gelten haben. Sie stellen einen Gemeinschaftsbezug her und sind in der Regel durch die Nähe zu einem Heilum gekennzeichnet. Insofern lassen sich Friedhöfe als geschichts- und identitätsstiftende Orte begreifen. Es kristallisierte sich auch heraus, dass die Erinnerung um so stärker war, je repräsentativer Gräber, Beigaben und Totenmäher inszeniert wurden. Die adligen Familien drückten damit oftmals ihren Machtanspruch aus. Orientierungskonflikte in Übergangszeiten haben dabei vermutlich zu besonders intensiver Erinnerung geführt, ebenso wie möglicherweise Katastrophen in sehr lebendiger Erinnerung blieben.

Insgesamt zeigte sich in den Diskussionen der Archäologen und Historiker eine große Bereitschaft zur interdisziplinären Zusammenarbeit. Das dürfe aber nicht zu einer bedenkenlosen Übernahme von Ergebnissen aus anderen Wissenschaften führen, wie Irene Mittermeier (Tübingen) in ihrem abschließenden Vortrag betonte. Insbesondere Archäologen hätten sich in der Vergangenheit bei der Deutung von Grabbeigaben zu oft auf methodisch überholte Standardwerke der Volkskunde verlassen. Zunächst müsse man seine Ergebnisse immer durch die Methodik des eigenen Fachs absichern. Die von den Paderborner Veranstaltern Jörg Jarnut und Matthias Wemhoff in Aussicht gestellte Publikation der Vorträge wird sicherlich dazu beitragen, dass dieses grundlegende Wissenschaftsprinzip bei aller Liebe zur Interdisziplinarität nicht begraben wird, sondern in Erinnerung bleibt.

Mahnende Erinnerung.

Anmerkungen zum Nationalsozialismus im Paderborner Raum.

von Maria Jürgens

*Im Kreismuseum Wewelsburg wurden vom 7. Januar bis zum 24. Januar 2001 zwei Holzschnittzyklen der Paderborner Künstlerin Gertrud Blecke gezeigt, die sich mit den Geschehnissen im Konzentrationslager Niederhagen in Wewelsburg auseinandersetzen. Die Künstlerin (Geburtsjahrgang 1928) stammt ebenso wie Dr. Maria Jürgens aus Salzkotten, die anlässlich der Ausstellungseröffnung *Ahnungen und dunkle Erlebnisse ihrer Kindheit und frühen Jugend* vortrug.*

„Im Kreismuseum Wewelsburg wurden vom 7. Januar bis zum 24. Januar 2001 zwei Holzschnittzyklen der Paderborner Künstlerin Gertrud Blecke gezeigt, die sich mit den Geschehnissen im Konzentrationslager Niederhagen in Wewelsburg auseinandersetzen. Die Künstlerin (Geburtsjahrgang 1928) stammt ebenso wie Dr. Maria Jürgens aus Salzkotten, die anlässlich der Ausstellungseröffnung *Ahnungen und dunkle Erlebnisse ihrer Kindheit und frü-*

hen Jugend vortrug.

Die ersten Begegnungen mit dem Nationalsozialismus hatte ich 1934 in Benhausen. Ich wohnte bei einer kinderlosen Tante und ging dort zur Schule. An einem Sonntagnachmittag marschierte eine Gruppe SA-Männer in braunen Uniformen durch das Dorf. Der Gleichschritt hämmerte ein Stakkato auf das Straßenpflaster, dazu wurde das Lied mit dem Refrain: „Wir werden weiter marschieren, wenn



10. November 1938. Brand der Paderborner Synagoge. Die Feuerwehr schützt umliegende Gebäude. Archiv Golücke.

alles in Scherben fällt, denn heute hört uns Deutschland und morgen die ganze Welt“ gesungen. Es war aufdringlich und Furcht einflößend. Mein Onkel, Ignaz Füller (1884-1979), war damals Bürgermeister von Benhausen. Aus diesem Grunde hatte er einen sogenannten Volksempfänger. Dieses Radio mußte er in das Fenster der Amtsstube stellen, wenn Hitler eine Rede hielt. Durch Ausruf waren die Dorfbewohner zum Hören aufgefordert worden und auch eine - zwar kleine - Gruppe stand davor und lauschte. Die Stimme aus dem Apparat klang schrill und suggestiv. Den Inhalt kann ich verständlicherweise nicht kommentieren.

Zum ersten Nachdenken über die neuen Machthaber in Deutschland kam ich, als ich 1938 zur Oberschule der Augustinerin-

nen (Michaelskloster) nach Paderborn ging. Als ein „Kind vom Lande“, das sich in die neue Situation der großen Schule und an eine gewisse Anonymität gewöhnen mußte, hatte ich zunächst viel mit mir selbst zu tun. Plötzlich wurden zwei jüdische Mitschülerinnen, die ich kaum kennen gelernt hatte, aus unserer Klasse geholt. Nach Unterrichtsschluß dieses Tages kam die Schulleiterin, es war damals Mutter Alexia Köring, in unsere Klasse. Sie bat darum, unseren Eltern zu berichten, daß nicht die Ordensschwestern die Kinder der Schule verwiesen hätten. Dies war ein Schock für uns alle. Wir konnten es in unser jungendliches Weltbild nicht einordnen.

Im gleichen Jahr erlebte ich den Brand der Paderborner Synagoge (10. November 1938), den man vom höher gelegenen Benhausen beobachten konnte. Als ich am nächsten Tag mit dem Bus zur Schule fuhr, sahen wir statt des stolzen, ehrwürdigen Baues eine rauchende Trümmerstätte.

Schon 1940 zwangen die Nationalsozialisten die „Französischen Nonnen“ zur Schließung der Schule. Wir hatten sie nur zwei Jahre besucht und wurden geschlossen in die Pelizaeusschule überführt. Der Abschied von den Augustinerinnen war von großer Traurigkeit überschattet. - Wir schenkten ihnen damals ein Bäumchen, das Hoffnung auf eine gute Zukunft verheißen sollte. Leider fiel es dem Bombenkrieg zum Opfer.

In der Pelizaeus-Schule mußten wir uns irgendwie arrangieren. Für uns Schülerinnen von der Ordensschule bestellte man als Lehrer vorwiegend überzeugte Nationalsozialisten. Doch längst hatte sich in uns ein Widerstandskeim entwickelt, der mehr und mehr heranwuchs und uns somit gegen die verordnete Ideologie immunisierte.

Der Vollständigkeit halber muß ich ein frühes Kindheitserlebnis erwähnen. Unser Vater war mit einer Gruppe Bauern zu einer Kundgebung zum Bückeberg bei

Hamel, dem Schauplatz der Reichserntedankfeste, gefahren worden. Es ist bekannt, daß Hitler besonderes Interesse am Bauernstand - dem „Blutquell der Nation“ - hatte. Da viele Hofbesitzer, bedingt durch die Inflation, verschuldet waren, organisierte die Partei für sie Entschuldungsgesetze. Die Nazis verstanden sich geschickt auf emotionale Riten und gemeinschaftsbildende Zeremonien. Der Vater kam mit einer gewissen Begeisterung zurück; doch er war nicht von der Ideologie infiziert. Das seitens unserer Familie vermittelte Werteverständnis, wie auch das trotz allem noch vorhandene katholische Milieu des Paderborner Landes, gewährten uns ebenfalls stabilisierenden Rückhalt.

Ich möchte nun noch einmal auf meine Schulsituation zurückkommen. Nach dem Besuch der Quarta (7. Klasse) der Pelizausschule in Paderborn wechselte ich ins Internat der Ursulinen nach Werl. Es waren nur zwei Schuljahre - sie würden heute den Klassen acht und neun entsprechen - die ich rückwirkend als eine kostbare Zeit betrachten muß, weil sie meiner geistigen Entwicklung wertvolle Impulse gaben. Von „draußen“ hörten wir nicht viel. Bei besonderen parteipolitischen Veranstaltungen traten die Ursulinenschülerinnen in geschlossener Formation an. Wir füllten die Säle. Die Schulgebäude und das Internat wurden dann mehr und mehr zum Lazarett umfunktioniert. Auch in dieser Schule durften schon einige Jahre keine neuen Jahrgänge aufgenommen werden. 1943 wurde die Schule ganz geschlossen und ich ging zurück zur Pelizaeus-Oberschule nach Paderborn, dessen Leitung inzwischen ein überzeugter Nationalsozialist übernommen hatte. Neben dem häufigen morgendlichen Antreten und Flaggehissen auf dem Schulhof, wozu neben dem Deutschlandlied auch das Horst-Wessel-Lied gesungen wurde, erinnere ich mich an ein typisches Aufsatzthema aus dieser Zeit. Es hieß:

„Welche Gründe berechtigen uns zu sagen, daß die heutige Zeit der Beginn einer neuen Zeit der Weltgeschichte ist?“ Leider weiß ich nicht mehr, wie ich diese Thematik behandelte. Manchmal ertappe ich mich heute noch bei einigen Liedern, die wir im Musikunterricht lernten. Es waren ausgesprochene Nazilieder.

In den letzten Kriegsjahren fiel aufgrund der sich mehr und mehr intensivierenden Bombenangriffe der Unterricht häufig aus.

Im Frühjahr 1945 wurden auch wir Schülerinnen zum Kriegsdienst verpflichtet. Er bestand für mich und einigen anderen zunächst im Eindosen von Brot für die Frontsoldaten in der Brotfabrik Reineke zu Salzkotten.

Als die Alliierten schon über den Rhein marschiert waren, „karrte“ man uns noch zu einem Einsatz nach Lembeck, wo wir mit dem Spaten Gräben ausheben sollten. Ein heftiges Bombardement in der Nacht unserer Anreise zum „Schuppen“ führte dazu, uns gleich wieder zurück zu transportieren. Soweit die Erinnerungen meiner Schuljahre, die ich aus politischen Gründen an drei Schulen absolvieren mußte.

Zum Ort Wewelsburg bestand aus familiären Gründen seit meiner frühen Kindheit eine enge Verbindung. Im Turm der Burg wohnte nämlich bis 1934 der Pfarrer und Geistl. Rat Johann Pöppelbaum (1845-1934). Er war der Bruder meiner Großmutter. Ich erinnere mich noch genau an einen Besuch beim Priester-großonkel in der Burg. Der große Wald, das Dorf und die ehemalige Klosteranlage Böddecken waren später oft Ziel unserer Wanderungen und Radtouren. Wir konnten deshalb die Veränderungen im Ort, seit der Reichsführer der SS Himmler ihn zum Schulungszentrum erkoren hatte, feststellen. Die Wewelsburgerstraße wurde asphaltiert, an der Burg wurde abgerissen und wiederum enorm gebaut, das Bar-

ckenlager Niederhagen angelegt. Auf einmal sahen wir Menschen in gestreifter Kleidung, die politischen Häftlinge. Als wir wieder dort waren, begegnete uns - wir waren wohl zu Dritt - eine Gruppe Gefangener. Fast alle trugen ein dreieckiges, lila Abzeichen am Ärmel, das sie als „Ernste Bibelforscher“ kennzeichnete. Im Vorbeigehen rief uns der Wachmann hämisch zu: „Habt ihr sie gesehen, die Verbrecher?“ Wir erschrakten und konnten uns nur schwer einen Reim darauf machen. Der Ton seiner rohen Stimmen kontrastierte sehr zu den verängstigten Blicken dieser Menschen. Schockiert und bange fuhren wir davon. Wir verstanden die Welt nicht mehr. Diese Szene habe ich im ganzen Leben nicht vergessen.

Über Wewelsburg und seine Veränderungen wurde viel gemunkelt. Häufig beobachteten wir geschlossene Limousinen über die Wewelsburgerstraße rollen. - Es hieß, darin würden zu Tode geschundene KZ - Häftlinge nach Bielefeld zum Krematorium befördert.ⁱⁱ Wir schauderten bei dem Gedanken.

Trotz all dieser negativen Erfahrungen in jenen Jahren hatten wir zuverlässige Begleiter. Da war die Kirche mit ihrer Jugendarbeit, die uns stützte und forderte. Wir hatten die Schriftsteller mit ihrem Wertekanon. Werke von Reinhold Schneider, Josef Pieper, Werner Bergengruen, Gertrud v. le Fort, Ernst Wichert, Romano Guardini u.a. kannten wir und diskutierten sie. Sie gaben uns Halt und innere Sicherheit, Freiheit des Denkens und auch eine bestimmte Überlegenheit über dieses Regime.

Die Wahrheit über viele dieser schrecklichen Ereignisse erfuhren wir erst nach dem Krieg. Jetzt wollten wir möglichst alles wissen. Darum organisierte ich als Dozentin der Katholischen Landvolkshochschule

Hardehausen Fahrten zu den ehemaligen Konzentrationslagern Dachau und Auschwitz. Eine der für mich ergreifendsten Augenblicke war eine Meßfeier in Berlin-Plötzensee, in dem Raum, worin Märtyrer dieser schlimmen Zeit sterben mußten.

Der Name „Wewelsburg“ ist für mich ambivalent geblieben: Einerseits die traditionsreiche Burg mit der Bedeutung für unsere Heimat, das Hochstift Paderborn - diese Funktion hat sie nun wieder - andererseits durch den Mißbrauch eines verbrecherischen Systems.

Der Künstlerin Gertrud Blecke sind wir dankbar, daß sie uns mittels der Holzschnitte dieser Ausstellung nachdenklich macht. Sie sind ein Ausrufezeichen für uns: Nimm Deine Verantwortung wahr. Wir alle sind gefordert.“

ⁱ Es handelt sich um: Gerda Löwenberg, sie wurde am 1. April 1927 in Paderborn geboren. Mit der Familie emigrierte sie am 22. Juni 1941 - „in letzter Minute“ - über Spanien in die USA. Als Frau Steinhardt starb sie dort infolge eines Unfalls am 26. August 1976. Ingeborg Stern, die 1925 in Paderborn geboren wurde. Am 13. Dezember 1941 wurde sie mit ihren Eltern und dem Bruder Heinz Salomon nach Riga deportiert. Über Skandinavien gelangte sie in die USA. Sie lebt als Frau Schwartzmann in New York. Ihr Gesundheitszustand verhinderte die Annahme einer Einladung zur „Woche der Brüderlichkeit“ 1997 nach Paderborn. Vgl. Margit Naarmann: „Von ihren Leuten wohnt hier keiner mehr“. Jüdische Familien in Paderborn in der Zeit des Nationalsozialismus. Paderborner Historische Forschungen, Band 7. Köln 1998.

ⁱⁱ Bis zur Errichtung eines eigenen Krematoriums im KZ Niederhagen wurden die Leichen der Häftlinge zur Einäscherung nach Berlin-Treptow, Dortmund und Bielefeld-Brackwede überführt. Vgl. Hüser, Wewelsburg 1933-1934. Paderborn 1987, S. 98.

Mediävistik im 21. Jahrhundert

Stand und Perspektiven der internationalen und interdisziplinären

Mittelalterforschung

Tagung des Mediävistenverbandes,
des Instituts zur Interdisziplinären Erforschung des Mittelalters
und seines Nachwirkens (IEMAN) an der Universität Paderborn
sowie der Universität Hamburg

vom 11. bis 13. Oktober 2001 in Paderborn

Organisatoren: Hans-Werner Goetz (Hamburg) und Jörg Jarnut (Paderborn)

Die Mediävistik der Gegenwart befindet sich in einer Phase des Umbruchs, was ihre Ausrichtung (in Richtung auf eine „Kulturwissenschaft“ oder „Kulturanthropologie“), ihren Stellenwert in Gesellschaft und Wissenschaft (anhaltende Beliebtheit des Mittelalters in der Öffentlichkeit, aber Zurückdrängung an Schulen und Universitäten), ihre Methoden (Herausforderung durch „postmoderne“ Sichtweisen) und nicht zuletzt auch ihre interdisziplinäre Vernetzung („Medieval Studies“) betrifft.

- * Angesichts des gegenwärtigen Perspektivenwandels vieler Wissenschaften, der Vielfalt neuer Ansätze und Themenstellungen und der Hinwendung zu stärker anthropologischen und kulturwissenschaftlichen Fragen,
 - * aber auch angesichts der Phasenverschiebungen in den einzelnen Disziplinen und Ländern,
 - * angesichts der Notwendigkeit der mediävistischen Fächer, in Zeiten des Sparzwangs und einer unklaren Situation heutiger Wissenschaft in Politik und Gesellschaft, ihre Relevanz sowohl im jeweils eigenen Fach, gegenüber der Universität wie auch gegenüber der Öffentlichkeit zu rechtfertigen,
 - * und angesichts der Grenzüberschreitungen des traditionellen Fachs, einer zunehmenden Interdisziplinarität sowie einer zunehmenden Internationalisierung der Wissenschaft,
- erscheint es unumgänglich, sich Rechen-

schaft über die Situation und die Entwicklung der Mediävistik abzulegen, Standort und Perspektiven der Mittelalterforschung zu Beginn des 21. Jahrhunderts zu überdenken und über ihre Aktualität in der heutigen Gesellschaft zu reflektieren. Eine solche Standortbestimmung und „Selbstanalyse“ ist in unserer Gesellschaft ebenso bedeutsam wie die Erforschung der mittelalterlichen Epoche selbst, die letztlich erst von solchen Entwicklungen bestimmt wird, und sie muß angesichts der zahlreichen Verflechtungen breit angelegt sein und im Vergleich sowohl der mediävistischen Disziplinen als auch der Entwicklungen in einzelnen Ländern erfolgen.

Bisherige Anläufe, solchen Bedürfnissen nachzukommen, beschränken sich zumeist auf Sammelbände mit Berichten zu einzelnen Fächern oder mit der Vorstellung neuerer Themen, oder sie beschränken sich auf einzelne Disziplinen. In Bezug auf die Geschichtswissenschaft hat die im vergangenen Jahr erschienene Monographie eines der Organisatoren in einer ersten, als Anregung zur Diskussion gedachten Bestandsaufnahme versucht, die deutsche und internationale Forschung vergleichend zu betrachten. Der dort eingeschlagene Weg mag – mit der notwendigen Anpassung und gegebenenfalls auch in kritischer Abgrenzung – als Orientierung für weitere Schritte dienen. Hingegen fehlt bislang eine umfassende Analyse, die sowohl interdisziplinäre als auch internationale Aspekte

umgreift. Angesichts der Unterschiede sowohl in der Organisation und Ausrichtung der Mediävistik in den verschiedenen Ländern wie auch in den einzelnen Fächern ist eine vergleichende Analyse aber dringend notwendig.

Eine für den September 2001 geplante, in enger Zusammenarbeit mit dem Mediävistenverband organisierte Tagung in Paderborn, die zugleich als Inauguration des dortigen Mittelalterzentrums gedacht ist, möchte daher diese Lücke schließen und das internationale und interdisziplinäre Gespräch über die Mediävistik als Wissenschaft in unserer Zeit und über ihren Stellenwert in der Gesellschaft beleben.

Dabei ist angestrebt, Referate mit kurzen Statements und ausführlichen Diskussionen zu verbinden. In – zahlenmäßig beschränkten – Grundsatzvorträgen eingeladenen Wissenschaftler/innen zu einzelnen Fächern, Ländern, Themen oder Richtungen sollen jeweils an den Vormittagen die oben angesprochenen Kernfragen exemplarisch genauer analysiert, die derzeitigen Tendenzen und künftigen Perspektiven erörtert und Grundlagen für die weitere Diskussion gelegt werden. In kurzen Statements und Round-Table-Gesprächen soll dieses Spektrum an den Nachmittagen erweitert und diskutiert werden. Inhaltlich

wird es in drei aufeinanderfolgenden Sektionen, denen jeweils ein ganzer Tag gewidmet ist, um die Entwicklung a) in einzelnen Ländern, b) in einzelnen Fächern und c) hinsichtlich neuerer Themen und Forschungsansätze gehen. Die Referentinnen und Referenten sollen jeweils kritisch über die inhaltliche und/oder die methodische Ausrichtung ihres Faches, über nationale Tendenzen und interdisziplinäre Ansätze berichten, um auf diese Weise die derzeitige Ausrichtung (in Abgrenzung von der Mediävistik des 20. Jahrhunderts), die Entwicklungstendenzen und die Möglichkeiten der Öffentlichkeitswirkung (die „Aktualität“) der Mediävistik zu überdenken und zu diskutieren. Um eine vielseitige Diskussion und eine breite Teilnahme zu ermöglichen, ist die Veranstaltung als offener Kongreß geplant. Von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern wird zur Deckung der Unkosten ein Tagungsbeitrag von DM 60,- erhoben, der die Einnahme von Getränken und Gebäck in den Pausen einschließt.

Information und Kontakt:

Jens Schneider M.A.

<http://hrz.upb.de/ieman>

IEMAN@hrz.upb.de

Ausstellung „Byzanz – Das Licht aus dem Osten. Kult und Alltag im Byzantinischen Reich vom 4. bis 15. Jahrhundert“

Nach der großen Paderborner Karolinger-Ausstellung im Jahr 1999, wird im Erzbischöflichen Diözesanmuseum in Paderborn, ab dem 6. Dezember wieder ein mittelalterliches Thema im Blickpunkt stehen. Die Ausstellung unter dem Titel „Byzanz – Das Licht aus dem Osten“ behandelt Kult und Alltag im byzantinischen Reich vom 4. bis 15. Jahrhundert.

Innerhalb der Ausstellung steht zum einen die besondere Ausbildung von **Kult und Liturgie** im Zentrum, die auch für den Westen von prägender Bedeutung war.

Der Bereich der Liturgie soll anhand von Bauplastik, Geräten, Elfenbeinen und liturgischen Büchern vor Augen gestellt werden. Zum anderen sollen Aspekte des alltäglichen Lebens beleuchtet werden. Sprechende Objekte verdeutlichen, wie stark Herrschaft, Wirtschaft und Kultur bis in die alltägliche Lebenspraxis hinein von religiösen Vorstellungen geprägt waren.

Anhand zahlreicher Exponate, darunter berühmte Werke aus großen internationalen Bibliotheken und Museen, aber auch anhand bislang öffentlich noch nie gezeigt

ter Exponate aus Privatbesitz wird das Thema nach allen Seiten hin ausgeleuchtet. Zudem zeigen ausgewählte Funde, wie stark byzantinische Einflüsse die christlichen Anfänge im Raum des heutigen Westfalen geprägt haben.

Ausstellungsdauer:

6. Dezember 2001 bis 31. März 2002

Ausstellungsort:

Erzbischöfliches Diözesanmuseum und
Domschatzkammer

Markt 17

33098 Paderborn

Fon +49 (0)5251 125-400

Fax +49 (0)5251 125-495

Universität Paderborn – Fach Geschichte

Fragen der Regionalgeschichte

Zehnte Tagung 2001: Regionale Agrargeschichte

Samstag, den 3. November 2001

Auditorium Maximum der Universität
Paderborn

Organisation: Prof. Dr. Frank Göttmann,
Universität Paderborn

9.00 Uhr – 12.30 Uhr

Prof. Dr. Gerhard Henkel, Universität-GH
Essen

*Abriß der ländlichen Siedlungs- und Wirtschafts-
geschichte des Paderborner Landes vom Mittelalter
bis zum 20. Jahrhundert*

Prof. Dr. Stefan Brakensiek, Universität
Bielefeld

*Agrarreformen im 18./19. Jahrhundert in West-
falen*

Dr. Bernward Selter, Universität Pader-
born, Abt. Höxter

*Die Entstehung einer autonomen Forstwirtschaft
in Westfalen im 19. Jahrhundert*

MITTAGSPAUSE

13.30 Uhr – 16.00 Uhr

Dr. Heinrich Stiewe, Westfälisches Frei-
lichtmuseum Detmold

Zur Geschichte des Bauernhauses in Westfalen

N.N.

*Historische Tierhaltung und Tierrassen (Arbeits-
titel)*

Prof. Dr., Reinhard Sprenger, Universität
Paderborn

*Das spätmittelalterliche westfälische Bauerntum im
Lehr- und Unterrichtsfilm*

Interessenten sind herzlich willkommen !

Einladung zum Historischen Gesprächskreis

Zu der kommenden Veranstaltung des
Historischen Gesprächskreises laden wir
alle Vereinsmitglieder herzlich ein:

19. Juni 2001 um 20 Uhr in der Gaststätte
„Libori Eck“:

„Geschichtsstudium und dann? Erfahrun-
gen mit der zweiten Phase der Lehreraus-
bildung“

Referent: Peter Tilly

Paderborn. Geschichte der Stadt in ihrer Region, in drei Bänden hrsg. v. FRANK GÖTTMANN, KARL HÜSER und JÖRG JARNUT, erste Auflage Paderborn u.a. 1999 (zweite, durchgesehene Auflage Paderborn u.a. 2000).

Bd. 1: Das Mittelalter. Bischofsherrschaft und Stadtgemeinde, hrsg. v. JÖRG JARNUT, und Bd. 2: Die Frühe Neuzeit. Gesellschaftliche Stabilität und politischer Wandel, hrsg. v. FRANK GÖTTMANN.

1899 und 1903 veröffentlichte Wilhelm Richter, Oberlehrer am Gymnasium Theodorianum, in zwei Bänden seine bis 1648 reichende Geschichte der Stadt Paderborn. Ein Jahrhundert später liegt die erste bis zur Gegenwart fortgeschriebene Stadtgeschichte vor, ein Gemeinschaftswerk mehrerer Autoren. Die Herausgeber verzichteten darauf, die Entwicklung der Lokalforschung in den vergangenen 100 Jahren sowie das wechselvolle Schicksal ihres Projektes, das unter anderer Federführung schon zum Jubiläumsjahr 1977 herauskommen sollte, nachzuzeichnen. Somit erfährt der Leser nicht, daß von dem damaligen Historikerteam, das sich um 1970 mit neuen Methoden und Quellen an die Forschung heranwagte, noch zwei bewährte Autoren übrigen geblieben sind: Manfred Balzer und Heinrich Schoppmeyer. Zu ihnen gesellte sich eine jüngere Generation von Bearbeitern, die ihrerseits mit modernen Perspektiven und Darstellungsweisen für einen Innovationsschub sorgten.

Schon äußerlich liegen zwischen dem Richterschen und dem vorliegenden Werk Welten. Mutete der Gymnasialprofessor seinen Lesern noch eine reine Bleiwüste zu, mit zahlreichen Fußnoten unter jeder Seite, einem umfangreichen Anhang lateinischer und niederdeutscher Urkundentexte, unter Verzicht auf jegliche Illustrationen, so sind die neuen Bände deutlich auf ein Publikum am Ende des 20. Jahrhunderts zugeschnitten: Zahlreiche Abbildungen – schwarzweiß und farbig –, Karten, Tabellen und Diagramme sorgen ebenso für Abwechslung, Anschaulichkeit und Leserfreundlichkeit wie das angenehme Layout, das gute

Papier und die Verbannung der Quellen- und Literaturbelege an das Ende des jeweiligen Bandes.

In den hier anzuzeigenden ersten beiden Teilen der Trilogie sind Sprache und Darstellungsart, wissenschaftlicher Anspruch und Lesbarkeit eine gelungene Kombination eingegangen, also genau das, was die Geschichtswissenschaft, abgesehen von den notwendigen, in Fachorganen zu publizierenden Spezialstudien abgesehen, zu leisten hat: Erträge der Forschung auch einem breiteren Leserkreis zu bieten, ohne dabei den Interessierten und Fachkundigen den Weg zu Vertiefung und Überprüfung zu verbauen.

Hilfreich sind dabei die detaillierten Quellen- und Literaturverzeichnisse sowie die Personen- und Ortsregister. Unverständlich ist aber, daß das Personenverzeichnis des ersten Bandes nach Vornamen geordnet ist, und zwar auch dort, wo Familiennamen vorliegen, so daß man zum Beispiel den Bürgermeister Konrad Koch nicht unter Koch, sondern unter Konrad findet (im zweiten Band dagegen unter Koch). Dies erschwert sehr die Suche nach den Angehörigen bestimmter Familien, wenn man nicht schon im voraus deren Vornamen kennt.

Der Band 1 „Das Mittelalter. Bischofsherrschaft und Stadtgemeinde“ reicht von den Anfängen Paderborns in der Karolingerzeit bis zum Ende der städtischen Autonomie 1604. Von einem kurzen Vorwort des Herausgebers Jörg Jarnut abgesehen, ist er von drei Historikern geschrieben. Manfred Balzer widmet sich den ersten Jahrhunderten bis zum Tode Bischof Rothos 1051, Matthias Becher den anschließenden

knapp 200 Jahren bis zur Entstehung der Ratsverfassung, und mehr als die Hälfte des Bandes, die folgenden 400 Jahre, wird von Heinrich Schoppmeyer bestritten.

Balzers Beitrag bietet eine hervorragende Synthese der reichen Ergebnisse von mehr als 30 Jahren siedlungsgeographischer, archäologischer und historischer Forschung, souverän in der Bewältigung des Stoffes und der Lesbarkeit. Wenig beneidenswert war die Aufgabe Matthias Bechers, ist doch für seinen Part die Quellenlage recht dürftig. So sah sich Becher mehr als die anderen Autoren gezwungen, gesicherte Erkenntnisse durch Hypothesen zu ergänzen. Nur schwer nachvollziehbar ist für den Rezensenten die Vermutung, daß „schon um 1100 die Stadtmauer erstellt oder zumindest mit dem Bau von Toren begonnen wurde“ (S. 158). Bechers Hinweis auf eine „portam urbem“, angeblich schon das Westertor, und eine „portam australem“, das spätere Spirings-/Kasseler Tor zum Jahre 1107 sind nach dem Kontext der Quelle, der *Translatio sancti Moaldoi*, eher auf den westlichen Zugang zur Domburg (= urbs) im Schildern bzw. auf das Südportal des Domes, das spätere Paradiesportal, zu beziehen.

Auf soliden Quellen beruht der umfangreiche Beitrag Heinrich Schoppmeyers über „Die spätmittelalterliche Bürgerstadt“. Der Autor, seit Jahrzehnten der beste Kenner des Städtewesens dieser Epoche im Hochstift Paderborn, verbindet hier überzeugend ereignis-, verfassungs-, wirtschafts- und sozialgeschichtliche Ansätze zu einem breiten Schaubild des „Herbstes des Mittelalters“ und einer beginnenden neuen Zeit. Besonders dankenswert ist die Einbeziehung geistes-, genauer: frömmigkeitsgeschichtlicher Fragen in dem Unterkapitel „Kirche, Heilserwartung und Frömmigkeit“ zum ausgehenden Mittelalter.

Geteilter Meinung kann man dagegen über die Abgrenzung zwischen dem ersten und dem zweiten Band („Die Frühe Neu-

zeit. Gesellschaftliche Stabilität und politischer Wandel“) sein. Wenn man, wie Schoppmeyer und die Herausgeber, offensichtlich die entscheidende Zäsur im Jahre 1604 erkennt, also in dem Ende der bürgerlichen Autonomie, ist es etwas schwer verständlich, daß, einem allgemeine Forschungstrend entsprechend, die acht Jahrzehnte nach 1525 vor allem unter der Kategorie „Konfessionalisierung“ dargestellt werden, denn die Konfessionalisierung ging im 17., ja sogar noch im 18. Jahrhundert weiter, war also ein Epochenmerkmal der frühen Neuzeit, die aber eben schon um 1520/30 begann. Das scheinen auch Herausgeber und Bearbeiter des zweiten Bandes gesehen zu haben, so daß dort in dem Beitrag von Stefan Ehrenpreis und Gregor Horstkemper die Epoche zwischen ca. 1520 und 1604 noch einmal dargestellt wird, was zu unnötigen Doppelungen mit Schoppmeyers Studie führt und – noch ärgerlicher – zur Folge hat, daß in keinem der beiden Texte der „Kampf um Paderborn“ 1600 bis 1604 mit der Intensität und Quellennähe analysiert wird, wie er es nach dem Selbstverständnis der Verfasser eigentlich haben müßte. Die Darstellung der drei Autoren beruht für diese 4 Jahre im wesentlichen auf Sekundärliteratur und gedruckten Quellen. Neues Material wurde kaum herangezogen. Schade – denn seit der Neuverzeichnung des Bestandes „Domkapitel Paderborn“ im Staatsarchiv Münster durch Leopold Schütte 1988 sind die ausführlichen Protokolle des Domkapitels aus den Jahren 1597 bis 1604 bequem zugänglich. Sie ermöglichen unerwartete Einblicke in die dramatischen Konflikte, und zwar aus einer – neben Bischof und Stadt – dritten Perspektive, der der Domherren. Eine umfassende Geschichte dieser Auseinandersetzungen muß also erst noch geschrieben werden.

Sehr quellennah und methodisch umsichtig sind die Ausführungen von Bettina Braun für die Jahre zwischen 1604 und 1648 ausgefallen. Zunächst etwas gewöh-

nungsbedürftig ist zwar, daß die Historikerin den Dreißigjährigen Krieg in zwei Durchgängen darstellt, zum einen ereignisgeschichtlich unter dem Blickwinkel des „Wechsel(s) zwischen Ruhe und Bedrohung“, womit die zahlreichen Wechsel der Besetzung und Besatzungen gemeint sind, und zum anderen wenig trennscharf überschrieben als „Die Stadt unter wechselnden Herren“, was auf die inneren Folgen der militärisch-politischen Wechselbäder zielt. Insgesamt aber zwei informative, problemorientierte Längsschnitte. Sie werden ergänzt durch Beobachtungen zum „Alltag im Krieg. Vom Leiden der Bevölkerung“.

Fast die Hälfte des zweiten Bandes wird von Roland Linde bestritten. Der Verfasser betritt hier, im Unterschied zu seinen Mitstreitern, wirkliches Neuland, denn die Epoche „Vom Westfälischen Frieden bis zum Ende des Fürstbistums (1648-1802)“ ist bisher von der Paderborner Forschung stiefmütterlich behandelt worden, obwohl die Quellen, vor allem des Stadtarchivs, aber auch des Staatsarchivs und der Pfarreien, für diese Zeit mächtig sprudeln. Linde ist mit seiner Arbeit ein großer Wurf gelungen, indem er Problemfragen der allgemeinen Forschung mit einem differenzierten methodischen Instrumentarium und einer hervorragenden Quellenkenntnis angeht und zu – stilistisch und inhaltlich – gut nachvollziehbaren Ergebnissen kommt, die über den lokalen Einzelfall hinaus bedeutsam sind. Vor allem hat Linde das seit der Aufklärung, noch bei Richter vorherrschende „Bild des Niedergangs – der Städtefreiheit, der städtischen Wirtschaft, des Bürgergeistes, selbst der städtischen Kultur“ (S. 268) kritisch untersucht. In subtilen Querschnitten werden die Aspekte Bevölkerung, Familie, Fremde und Randgruppen, darunter die Juden („Zwischen Integration und Ausgrenzung“), Landwirtschaft, Gewerbe und – besonders innovativ – Häuser und Wohnkultur sowie Bildungswesen, Stadtbild und Alltagskultur analysiert, anhand

repräsentativer Beispiele einzelner Personen, Familien und Konflikte illustriert und zu einem Gesamtbild verdichtet, in dem Licht und Schatten, das Zeitgebundene und die überzeitlichen Strukturen gleichberechtigt Platz finden und der Leser immer noch genügend Spielraum für das eigene Werturteil behält.

Mit Lindes Ergebnissen korrespondiert die den zweiten Band einleitende Gesamtübersicht von Frank Göttmann über „Paderborn – eine Stadt in der frühen Neuzeit“, ein interessanter Versuch, über die epochenbezogenen Ausführungen der Einzelbeiträge hinaus die großen Entwicklungstrends, letztlich auch die Identität der Stadt an der Pader herauszuarbeiten. „Zweifel an einem durchgängigen wirtschaftlichen Niedergang Paderborns im Laufe der Frühen Neuzeit“ werden deutlich unterstrichen, aber „in überregionaler Hinsicht“ durch die These „von einem relativen Bedeutungsverlust“ ergänzt (S. 57).

Was bleibt angesichts dieser opulenten Forschungserträge noch für die Zukunft zu tun? Auch weiterhin werden bisher unbekannte Quellen gefunden, neue Themen formuliert und diese mit Hilfe weiter entwickelter Methoden erschlossen werden:

1. *Archäologie*: Die in den letzten Jahren in Gang gekommene Untersuchung des bürgerlichen Stadtkerns wird hoffentlich noch verstärkt werden und weitere Überraschungen bringen, wie schon z.B. bezüglich der gewaltigen frühmittelalterlichen „Grube“ am Südwestrand der Domburg.
2. *Häuserforschung*: Mit der Archäologie Hand in Hand arbeiten könnten Autoren eines geschichtlichen Häuserbuches, das mit der Methode der Besitzrückschreibung den bürgerlichen Grundbesitz zumindest bis ins 17., zum Teil aber sogar bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgt und so neue Erkenntnisse zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, aber auch zur topographi-

- schen Entwicklung gewinnt.
3. *Demographie*: Die Auswertung der seit dem 17. Jahrhundert vorliegenden Kirchenbücher, deren erste Ergebnisse (von Alfons Hartweg) schon in den Texten von Linde und Göttmann verwendet werden, wäre zu intensivieren, zum einen in nicht-nominaler Hinsicht (Geburten-, Heirats- und Sterbeziffern), aber auch mit der aufwendigeren nominalen Methode, wodurch solche interessante Fragen wie Heiratsalter, Kinderzahl pro Ehe, Ehedauer und Lebenserwartung geklärt werden könnten.
 4. *Geistliche Institutionen*: Die innere Geschichte der kirchlichen Einrichtungen, von denen manche schon lange vor der Entstehung der Bürgerstadt bestanden, verdient Spezialstudien, insbesondere

anhand der reichhaltigen Archive des Domkapitels und des Benediktinerklosters Abdinghof, aber auch der Jesuiten.

Schließlich haben auch die seit 1970 nach Paderborn eingemeindeten Ortsteile geschichtswissenschaftliche Forschungen verdient, die den Anspruch des vorliegenden Werkes „Geschichte der Stadt in ihrer Region“ noch weiter konkretisieren. Die Ablösung der älteren, vornehmlich verfassungsgeschichtlichen Historiographie durch die moderne Sozial-, Wirtschafts- und Mentalitätsgeschichte, die für die beiden Bände beeindruckende Ergebnisse erbracht hat, eröffnet auch für die Geschichte des Hochstifts Paderborn neue Dimensionen.

Rainer Decker

Paderborn. Geschichte der Stadt in ihrer Region, in drei Bänden hrsg. v. FRANK GÖTTMANN, KARL HÜSER und JÖRG JARNUT, erste Auflage Paderborn u.a. 1999 (zweite, durchgesehene Auflage Paderborn u.a. 2000).

Bd. 3: Das 19. und 20. Jahrhundert, hrsg. v. Karl HÜSER

Im ersten Teil des abschließenden Bandes der neuen Paderborner Stadtgeschichte stellt Wolfgang Maron die örtliche und regionale Geschichte vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Reichsgründung 1870/71 dar. Der Text ist auch für Nicht-historiker mit wenigen Ausnahmen leicht verständlich geschrieben. Strukturell folgt Maron dem redaktionellen Prinzip, Chronologie und Systematik miteinander zu verknüpfen. Der Wechsel vom fürstbischöflichen Hochstift zu den vier preußischen Landkreisen ist eingehend geschildert, grundlegende Begriffe wie Mediatisierung und Säkularisation hätte man sich jedoch genereller erläutern gewünscht.

Ausführlich widmet sich Maron der Revolutionsepoche 1848/50. Dennoch bleiben Begriffe wie „Demokraten“, „Linke“, „radikale Linke“ und „konstitutionell-monarchistisch“ undefiniert. Sehr material- und faktenreich sind die soziale Situation

und die wirtschaftliche Entwicklung von Stadt und Region erarbeitet. Die zögerliche Entwicklung wird ebenso deutlich wie das Gewicht der einzelnen ökonomischen Sektoren. Das bleibende Übergewicht der Agrarwirtschaft, auch in der Stadt, und des Handwerks sowie Handels gilt Maron zu Recht als Ursache dafür, daß Paderborn rasch von anderen westfälischen Städten überflügelt wurde, die zu großen industriellen Standorten heranwuchsen, während sie zuvor fast alle zumindest an Einwohnerzahl hinter Paderborn zurückstanden. Den tertiären Sektor unterschätzt Maron eher in seiner Bedeutung für den Arbeitsmarkt, da er den Paderbornern einen Ausgleich für die ausbleibenden industriellen Arbeitsplätze schuf. Analoges ist für die staatlichen Eisenbahnwerkstätten festzustellen. Maron unterscheidet hier nicht genug zwischen Stadt und Region.

Die Massenarmut um die Jahrhundert-

mitte tritt eindrucksvoll vor Augen, ebenso die kommunale und die weitaus wichtigere kirchliche Hilfe, die in ihrer Breite und Intensität, aber auch in ihrer Unzulänglichkeit sichtbar wird. An den Anfang seines Gesamtkapitels stellt Maron sinnvoll als Ansatzpunkt der Entwicklung Paderborns den Anschluß an das Eisenbahnnetz und den Ausbau des Garnisonsstandortes. Beide Faktoren werden „Motoren“ der Ausdehnung und Modernisierung. Ob seiner Konkretheit sehr anschaulich ist auch der Abschnitt über das Stadtbild geraten. Das „Drecknest“ gerät ebenso in den Blick wie die allmähliche Verbesserung der Infrastruktur, die auch das Erscheinungsbild immer stärker verändert. Vergleichbar gelungen ist trotz seiner Knappheit der Abschnitt über das städtische Gesellschaftsleben. Mit vielen Einzelheiten über Kommunalverfassung, Wahlen und Parteien kehrt Maron am Ende zur politischen Thematik zurück.

Das zweite Hauptkapitel über Paderborn zwischen Reichsgründung und Erstem Weltkrieg hat der Herausgeber des vorliegenden Bandes, der inzwischen emeritierte Hochschulprofessor Karl Hüser übernommen. Er stellt an den Anfang die Modernisierung der Stadt, als deren Ausgangspunkt er nicht zwingend, aber nachvollziehbar den Ükernbrand von 1875 wählt. Eine der Folgen dieser Katastrophe ist, daß ein erstes „modernes“ innerstädtisches Quartier entsteht, das auch die Gestalt des Viertels grundlegend verändert. Weitere Themen sind die neuen Stadtviertel außerhalb des Mauerrings, die beginnende Verbesserung der Wohnsituation, die Neuerungen in der Infrastruktur, besonders im Gesundheitswesen, im Energie- und Wasserwirtschaftsbereich und im Verkehrswesen. Diese Abschnitte zeigen profundes Wissen, für eine Neuauflage wären aber einige Ergänzungen wertvoll. Das gilt für die herausragende Rolle des Diözesan- und Dombaumeisters Arnold Güldenpfennig für Paderborn sowie die

Bautätigkeit der ersten bedeutenden Bauunternehmen Caspar Tenge und Benno Kruse.

Der Aspekt der zunächst ganz unzulänglichen Hygiene ist nachdrücklich herausgestellt, aber hinsichtlich der Maßnahmen gegen Cholera- und Typhusseuchen doch lückenhaft geraten; zum Beispiel fehlen die Anfänge chemischer Untersuchungen. Daß bei der Errichtung des neuen Wasserwerks 1887 wirklich die verbesserte Feuerbekämpfung das Hauptanliegen war, ist zu bezweifeln. Diskussionen über die Wasserqualität gab es längst, Maßnahmen der Stadt gegen Wasserverunreinigungen seit 1870 vor allem als Reaktion auf die schlimmen Seuchen seit 1850.

Im zweiten Unterkapitel behandelt Hüser die politische Entwicklung. Er stellt zunächst den Kulturkampf in den Mittelpunkt. Als Einstieg wählt er die Rolle der Presse, die sich in dieser Phase zugleich stärker entfaltet. Hüser geht als Zweites auf die „zögerliche Professionalisierung der Stadtverwaltung“ ein. Die wirtschaftliche Entwicklung und die „soziale Frage“ sind eingehend beschrieben. Unter letzterem Begriff „verstecken“ sich die Ausführungen über die Standesorganisationen, d. h. die Selbstorganisation von Arbeitern, Handwerkern und Kaufleuten. Die Dominanz der katholischen Vereinigungen erscheint als geradezu „naturwüchsig“.

Das folgende Hauptkapitel von Ludger Grevelhörster über die Epoche der Weltkriege und über ihre Zwischenzeit geht zunächst einigen wenigen Aspekten des Ersten Weltkrieges nach. Für die fünf Kriegsjahre fehlen weitere Forschungsarbeiten. Näher zu untersuchen wäre zum Beispiel die Richtigkeit der These, die Paderborner Bevölkerung habe den Kriegsausbruch jubelnd begrüßt. Neuere Forschungen widersprechen dem herkömmlichen Bild des allgemeinen Jubels in Deutschland. Grevelhörster bringt selbst Belege für die große Unsicherheit der Paderborner, die sich im „Run“ auf Le-

bensmittelgeschäfte und Banken ebenso zeigt wie in starker Kaufzurückhaltung bei allen Gütern außer Lebensmitteln. Die Zeitungsberichte der ersten Kriegstage spiegeln nicht unbedingt die tatsächliche innere Haltung der Paderborner.

Die Revolutions- und Inflationsjahre sind gründlich erarbeitet. Die spezifische Sozialstruktur bei der Darstellung der Nachkriegswahlen hätte wohl mehr berücksichtigt werden können. Die Paderborner „Bahnarbeiter“ sind nicht den „sogenannten Unterschichten“ (S.177) zuzuordnen. Hinter dem Begriff „Arbeiter“ verbergen sich vor allem kleinbürgerliche Betriebshandwerker (Schlosser, Elektriker, Schreiner u.a.) der Eisenbahnausbesserungswerke. Die soziale Struktur der Eisenbahner ist auch für die Bausparvereine von hoher Bedeutung. In den Mittelpunkt seiner Ausführungen zur Konsolidierungsphase 1924 bis 1929 stellte Grevelhörster die Überwindung der Wohnungsnot durch das Wiederaufleben privater bzw. genossenschaftlicher Bautätigkeit wie städtischer Baupolitik, dazu die kommunale Förderung der Wirtschaft, insbesondere der Zementindustrie. Im Übergang zu den neuen Krisenjahren seit 1929/30 zeigt Grevelhörster die konservative Grundstimmung des Paderborner Bürgertums am Beispiel von Feier- und Gedenktagen.

Im dritten Teil widmet Grevelhörster sich dem Schicksals Paderborns im „Dritten Reich“. Die Effizienz der sogenannten Gleichschaltung und die ersten Erfolge der Wirtschafts- und Arbeitsmarktpolitik sind vom Autor relativiert, indem er auf die Distanz in der Bürgerschaft zum NS-System und die bleibende Bindung in deren Mehrheit an die katholische Kirche eingeht und zum Fazit einer unentschiedenen Stimmungslage gelangt. Der neu einsetzende Konflikt der katholischen Kirche mit Staat und NSDAP seit 1934 wird als Ausdruck einer begrenzten Opposition näher dargelegt, ebenso die zunehmend radikalere Verfolgung der jüdischen Bürger.

Die wichtigsten Amtsträger in Kommune und Kreis werden einzeln vorgestellt. Sie erscheinen als kompetente Sachwalter in der Finanz- und Wirtschaftspolitik, die keine ideologischen Vorgaben aufwiesen. Letztere sind aber in der rassistisch und politisch ausgrenzenden Sozialpolitik gezeigt. Ein wichtiger fehlender Aspekt ist das Spannungsverhältnis zwischen „atavistischen“ und modernen Zügen des NS-Systems. Ein erwähnenswertes Exempel ist z.B. die Fortdauer der modernen Architekturformen in der Stadt. Mit dem knapp gehaltenen Unterkapitel über den Ausbau der Garnison in der Stadt und des Truppenübungsplatzes in der Senne leitet Grevelhörster zum Zweiten Weltkrieg über. Er begrenzt die Darstellung auf den Bombenkrieg, die Deportation der Juden und den Einsatz von „Ostarbeitern“ und Kriegsgefangenen.

Im vierten Hauptkapitel bearbeitet Barbara Stambolis die „Jahrzehnte des Umbruchs“ vom Kriegsende bis 1975, also bis zum Jahr der Kommunalreform und Paderborns Sprung in die Reihe der Großstädte. Anfangs geht die Autorin nochmals auf die letzten für die Stadt verheerenden Bombenangriffe von Januar bis März 1945 und den Einmarsch der Amerikaner ein. Sie macht die geistige Reaktion der Menschen auf die Katastrophe sichtbar. Hier zeigt sich schon eine Stärke in der Darstellungsweise. Anders als in den meisten Publikationen zu den ersten Nachkriegsjahren verzichtet Stambolis weitgehend auf die Aufzählung aller sozialen und ökonomischen Folgen des Krieges und der ersten Nachkriegspolitik, sondern geht von den demokratischen und religiösen Grundauffassungen der handelnden Personen aus. Sie akzentuiert die parteiübergreifende Kooperation der Paderborner Nachkriegspolitiker. Zentraler Aspekt im katholischen Paderborn ist die Etablierung der CDU als neuer überkonfessioneller Partei, die das Zentrum rasch verdrängte. Die Tätigkeit der englischen Militärverwaltung ist als

Voraussetzung der deutschen Aktivitäten einbezogen, allerdings nur in wenigen Punkten.

Besondere Kompetenz zeigt Stambolis' umfassende Darstellung der Stadtplanung, die vor allem unter der informellen Leitung des Professors Reinhold Niemeyer stand. Viele Leser dürfte überraschen, daß die Stadt nach 1945 einen radikalen Prozeß moderner Umwandlung erlebte, daß nicht nur die Wohnungsnot in der fast völlig zerstörten Stadt recht schnell überwunden wurde, sondern auch verkehrsgerechte breite Straßen entstanden und ein ganzes Stadtquartier der „grünen Lunge“ des Parks im Paderquellgebiet wuch.

Im dritten Unterkapitel wendet Stambolis sich zunächst der „Entnazifizierung“ zu, dann dem Nachkriegsschicksal von überlebenden Juden, von Zwangsarbeitern und Heimkehrern aus der Kriegsgefangenschaft. Sie geht auch unbefangen auf die Auseinandersetzungen um die Traditionswahrung ein. Im vierten Unterkapitel geht Stambolis nur kurz, vielleicht zu kurz, auf des Nachkriegselend ein, ehe sie zum Thema der Baupolitik zurückkehrt. Sie hebt vor allem die Leistungen der Baugewerkschaften hervor. Lobenswert ist die Einbettung der „nachgeholt“ industriellen Entwicklung Paderborns in den „Ostwestfalenplan“, dessen Möglichkeiten die Stadt optimal nutzte.

Im Folgenden beschreibt Stambolis die zunehmende Zentralität Paderborns durch die Gebietsreform von 1975. Dann wendet sich die Autorin dem Ausbau des Bildungswesens und den kulturellen Einrichtungen zu. Abschließend beschäftigt sich Stambolis mit der Zentralität der Stadt seit den sechziger Jahren. Sie führt die Maronsche und Hüserische Beschreibung der Wandlungen im Stadtbild fort und zeigt die Spannung zwischen der weitreichenden Modernisierung und dem Selbstverständnis der Paderborner Bürger, in einer alten Stadt zu wohnen. Einige Bemerkungen zur Kommunalpolitik, zu den Parteien und zur

Rolle von Frauen im Stadtrat schlagen den Bogen bis in die achtziger Jahre.

Karl Hüser setzt die Auflistung von Daten der jüngsten Stadtentwicklung bis 1997 im Schlußkapitel des Bandes auf wenigen Seiten fort. Dazwischen eingeordnet ist das Kapitel über Paderborn als kirchlichen „Vor-Ort“ seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, verfasst vom Kirchenhistoriker Michael Wittig. Dieser geht anfangs erneut den Folgen von Säkularisation und Mediatisierung nach. Das folgende Unterkapitel widmet sich den Auseinandersetzungen der katholischen Kirche mit dem Staat im Kulturkampf und in der Epoche des Nationalsozialismus. Eingebettet ist ein Exkurs über die jüdische Gemeinde. Abschließend stellt Wittig die Wandlungen der katholischen Kirche seit 1945 dar, ferner in einem knappen Abriss die Entwicklung der evangelischen Gemeinde. Die Parallelität zu den Epochendarstellungen hat hier zu Redundanzen geführt, die in einer Neuauflage beseitigt werden sollten.

Der Leser kann trotz fehlenden Sachregisters gesuchte Informationen im vorliegenden Band ohne großen Zeitaufwand finden, indem er sich von den Überschriften der Unterkapitel, den Bildern und Tabellen, die auf den jeweiligen Kontext hinweisen, leiten läßt. Dennoch ist zu bedauern, daß dem Band keine chronologische Übersicht angefügt ist. Dies hätte auch die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen im historischen Prozeß deutlicher hervor treten lassen, die in den einzelnen Kapiteln immer wieder herausgestellt ist. Der dritte Band der Stadtgeschichte stellt insgesamt einen verdienstvollen und wichtigen Beitrag zur jüngeren Paderborner Vergangenheit dar, ohne in dieser Fassung „das letzte Wort“ zu sein, weil manche Bereiche der Ortsgeschichte seit 1800 – vor allem die Geschichte der nichtkommunalen Verwaltungsbehörden – noch der eingehenden Erforschung harren.

Klaus Hohmann

JÜRGEN SCHEFFLER / GISELA WILBERTZ (Hg.), Biographieforschung und Stadtgeschichte – Lemgo in der Spätphase der Hexenverfolgung (Studien zur Regionalgeschichte 13, Beiträge zur Geschichte der Stadt Lemgo 5), Bielefeld 2000, 486 Seiten, Stadtplan, einige Graphiken und sw-Abbildungen.

Die Herausgeber und Autoren des vorliegenden Sammelbandes haben es sich zur nicht unproblematischen Aufgabe gemacht, individuelle Biographieerforschungen zu Personen und Persönlichkeiten der alten Hansestadt Lemgo unter dem weiten und hohen Dach der „Kulturgeschichte“ zusammenzustellen. Dementsprechend vielgestaltig verfolgen die 13 Autorinnen und Autoren auch ihre jeweiligen Untersuchungsansätze und -perspektiven, um in 15 Aufsätzen den Bogen vom Leben und Wirken einzelner Stadtbewohner zu allgemeineren Aussagen der Stadtgeschichte zu schlagen. Wohltuend und geboten erscheint hierbei zunächst die zeitliche Eingrenzung der Einzelbeiträge auf die zweite Hälfte des 17. und die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts. Diese Konzentration auf eine Folge von drei bis vier Generationen erleichtert dem Leser einen direkten Vergleich zwischen den vorgestellten Biographien, die nahezu exemplarisch alle Schichten der städtischen Gesellschaft berücksichtigen: Das Untersuchungsspektrum erstreckt sich von der „Biographik der kleinen Leute“ [Casimir BUMILLER], zu denen die Lemgoer Schuhmacherfamilie Halle [Uta HALLE] ebenso zu rechnen ist wie die Lebensgeschichte des Töpfers Johann Henrich Bödecker [DIES.], bis hin zu den - freilich allein schon quellenmäßig wesentlich leichter zu erschließenden - Angehörigen der städtischen Mittel- und Oberschicht. Neben den fundierten Biogrammen einiger Priorinnen und anderer Damen des evangelischen Jungfrauenklosters St. Marien [Annette HENNIGS] sowie Lebensbeschreibungen von Mitgliedern alteingesessener Lemgoer Familien wie derjenigen über die Kauffrau Anna Velt-

mans [Uschi BENDER-WITTMANN], des Leutnants Franz Hermann Flörke [Roland LINDE] oder des „Hexenbürgermeisters“ Hermann Cothmann [Nicolas RÜGGE] werden auch die Viten vermeintlicher Randgruppen des Stadtbürgertums nachgezeichnet und in Korrelation zur etablierten Nachbarschaft gestellt. Zu ihnen zählten der jüdische Hoffaktor des lippischen Grafenhauses Samuel Goldschmidt [Klaus POHLMANN] wie auch die schillernde Figur des Obristleutnant Johann Abschlag [Sabine MIRBACH], dem es, wie so manchem anderen „Kriegshelden“ in den Wirren der Dreißigjährigen Not gelang, als Sohn eines einfachen Musikanten aus Lage für einige Jahre in den Kreis der Lemgoer Honoratioren aufzusteigen, bis er 1666 ausgestoßen und durch Ratsbeschluß als vermeintlicher Hexenmeister hingerichtet wurde. Eine ungleich beständigere Integration in die Bürgerschaft war der Scharfrichterfamilie David Clauss d.Ä. [Gisela WILBERTZ] beschieden, deren Mitglieder man - entgegen dem in Lemgo sicherlich fiktiven Ruf ihrer berufsständischen „Unehrbarkeit“ - über mehrere Generationen als vollwertige *bürgersche* in- und außerhalb der Stadt akzeptierte.

Sinnvoll eingeleitet wird der biographische Querschnitt durch eine frühneuzeitliche Stadtgesellschaft Ostwestfalens in einem den Raum übergreifenden Forschungsüberblick zur Stadt des 17. Jahrhunderts von Nicolas RÜGGE und flankierenden Überlegungen zu den methodischen Problemen von Kollektivbiographien, die Stefan BRAKENSIEK an seiner prosopographischen Studie zu den Richtern und Beamten an den Unterbehörden der nahen Landgrafschaft Hessen-Kassel

erörtert. Ein interessantes, wenn auch räumlich wie zeitlich etwas abgelegenes Vergleichsbeispiel zu den westfälischen Befunden bietet Michaela SCHMÖLZ-HÄBERLEIN in ihrer Skizze zur Geschichte der Bürgermeisterfamilie Johann Wilhelm Zimmermann (1700-1788), die im südwestdeutschen Städtchen Emmendingen beheimatet war. Vollends abgerundet wird der Kernbestand der biographisch-kulturellen Einblicke in die Lemgoer Stadtgeschichte durch zwei gänzlich unterschiedliche - und gerade deshalb wichtige - Beiträge: Zum einen beschreibt Heinrich STIEWE, Hausforscher seines Zeichens, in einem Abriß zur Bautätigkeit und Baukonjunktur des 17. Jahrhunderts in Lemgos Mauern mit Liebe zum Detail die heute noch mit Händen greifbaren Kulissen, vor deren Hintergrund das biographische Konglomerat seiner Mitautoren deutlich an Farbe gewinnt; zum anderen zieht Jürgen SCHEFFLER aus kulturhistorischer Perspektive ein lesenswertes Resümee zur Rezeption von Lebensbeschreibungen bekannter Lemgoer Persönlichkeiten und

schildert deren Auswirkungen auf die lokale Geschichtskultur im 19. und 20. Jahrhundert.

Zusammenfassend sei dieser Biographieband all denjenigen Leserinnen und Lesern empfohlen, die trotz - oder gerade wegen - der dargestellten Methoden- und Perspektivenvielfalt personengebundene Zugänge zur Lemgoer Stadtgeschichte bevorzugen. Über die relativ engen Rahmenbezüge einer Lokalgeschichtsschreibung hinaus, bietet dieses Buch einiges an erfreulichen Anregungen, um eine seriöse Biographieforschung voranzutreiben, die sich jenseits rein individualistischer Familien- und Ahnennachweise alter Schule bewegt und nicht davor zurückscheut, erstarrte Grenzlinien zwischen den einzelnen Kardinaldisziplinen der Wirtschafts-, Sozial- und Politikgeschichte zu überschreiten. Deshalb bleibt abschließend zu hoffen, daß eine derart ‚umsichtig‘ konzipierte Aufsatzsammlung nicht die letzte ihrer Art bleiben möge.

Michael Ströhmer

FRANZ-REINER ERKENS, Konrad II. (um 990–1039). Herrschaft und Reich des ersten Salierkaisers, Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 1998, 245 S., 6 Stammtafeln, 3 Karten, 28 Abbildungen.

Franz-Reiner Erkens, ein Schüler Egon Boshofs, ist bei seiner knapp gehaltenen Biographie des Salierkaisers Konrad II. besonders bemüht, seine Erörterungen nicht auf die Figur seiner Untersuchung und deren zeitlichen Rahmen einzuschränken. Sowohl im ersten Teil des Buches, der den Werdegang der salischen Familie und die inneren Entwicklungen im ostfränkisch-deutschen Reich während der Herrschaft Konrads erörtert als auch im zweiten Teil, der mit dem weitgefassten Titel „Herrschaft und Reich“ überschrieben ist, läßt Erkens seinen Analysen oft eine einführende Darstellung strukturgeschichtlicher Elemente vorangehen. Auf diese

Weise ist es auch dem Laien möglich, Wirkungen, Reaktionen und politische Konstellationen zu verstehen, deren Entstehung ohne diese Einführung wohl schwer nachvollziehbar wäre. Unverständlicherweise stellt Erkens erst im letzten Kapitel seines Buches, das die Überschrift „Statt eines Vorworts“ trägt, das Ziel seiner Veröffentlichung in folgender Deutlichkeit heraus: *„Die Quellen, ihre Eigenart, disparat und bruchstückhaft wie sie sind, und das völlige Fehlen persönlicher Aufzeichnungen und Nachrichten gerade in frühmittelalterlicher Zeit verhindern von vorneherein den Erfolg jeglichen biographischen Bemühens und gestatten allenfalls den Versuch der Annäherung an ein fernes, fremdes und letztlich*

schemenhaft bleibendes Leben. Dieser Versuch allerdings bleibt, so sehr er ein Wagnis ist, reizvoll und wichtig, denn er erlaubt es ein Bild zu entwerfen“; das „historische Zusammenhänge im Brennglas einer Persönlichkeit zu exemplifizieren sucht.“ (S. 220).

Erkens kommt bei seinen Untersuchungen zu dem Ergebnis, dass die „Ruhe“, welche im Reich herrschte, die Regierungszeit Konrads II. von denen anderer Herrscher in besonderem Maße abhebt. Als Gründe dafür führt er neben dem politischen Geschick und der Autorität Konrads II. auch das Fehlen von ernsthaften äußeren Bedrohungen und tiefreichenden inneren Spannungen an, mit welchen andere Herrscher in höherem Maße konfrontiert waren als dieser Salier.

Erkens bleibt mit seiner Darstellung insgesamt sehr nahe an den „*Gesta Chuonradi II. imperatoris*“, welche von Konrads Hofkaplan Wipo verfasst wurden, vernachlässigt dabei manchmal jedoch wünschenswerte quellenkritische Anmerkungen. Forschungskontroversen werden von Erkens zwar aufgezeigt, aber an einigen Stellen werden Thesen, die seinen Interpretationen nicht folgen, nicht ausführlich

erörtert und widerlegt.

Franz-Reiner Erkens bietet mit seiner Biographie Konrads II. eine übersichtliche Darstellung über die Regierungszeit dieses Kaisers und über Funktionen und Aufgaben mittelalterlicher Herrschaft generell. Für den Fachmann hat dieses Buch jedoch wenig Neues zu bieten, da es häufig auf bestehende Forschungsmeinungen zurückgreift und sie gegeneinander abwägt. Diese Einschätzung wird auch darin deutlich, dass Erkens die 1879 erstmals erschienene Biographie Konrads von Harry Breßlau noch immer als maßgeblich kennzeichnet und seine Biographie nicht entschieden von jener differenziert. Dem Anspruch und Ziel des Autors, dem interessierten Laien einen seriösen und wissenschaftlich fundierten Einblick in mittelalterliche Herrschaftsstrukturen vor dem Hintergrund einer Herrscherbiographie zu bieten, wird diese Veröffentlichung gerecht und sie scheint mir, gerade in Anbetracht der zu beobachtenden Breitenwirkung unwissenschaftlich zu nennender Thesen, diesen Zeitraum der Geschichte betreffend, gerechtfertigt.

Manuel Koch

HERWIG WOLFRAM, Konrad II. 990 – 1039. Kaiser dreier Reiche, C. H. Beck München 2000, 464 Seiten (mit 2 Karten, 1 Stammtafel und 25 Abbildungen).

Nur zwei Jahre nach dem Erscheinen der Arbeit von Franz-Rainer Erkens über *Konrad II. Herrschaft und Reich des ersten Salierkaisers*, legt nun auch Herwig Wolfram eine Biographie dieses Herrschers vor.

Konrad II. war der erste hochmittelalterliche Kaiser, der gleichzeitig drei Reiche regierte: Deutschland, Italien und Burgund. Der Verf. versucht, den Gründen dieses außergewöhnlichen politischen Erfolges Konrads nachzuspüren, und entwirft dabei ein Bild Europas zur Zeit des ersten Jahrtausendwechsels. Untergliedert in sechs Abschnitte spannt Wolfram den Rahmen

von der Geburt Konrads (12. Juni 990), über dessen Königswahl 1024 und Kaiserkrönung am 26. März 1026 bis zum Tode des Kaisers im Jahr 1039. Im ersten Teil stellt der Verf. die Hauptpersonen seiner Biographie vor: Konrad II. und dessen Gemahlin Gisela. Schon an dieser Stelle wird deutlich, daß es Wolfram nicht darum geht, Konrad als den typischen Alleinherrscher zu charakterisieren, sondern im Gegenteil, auch die politischen Leistungen Giselas angemessen zu würdigen. Der erste große Erfolg Konrads, die Königskrönung (8. September 1024) durch Aribon von

Mainz, wird ausführlich behandelt. Dabei weist Wolfram auch auf die Schwierigkeiten hin, die es angesichts der Weigerung Aribos, auch Gisela zu krönen, gab und zeigt das geschickte Vorgehen Konrads auf, derartige Konflikte zu lösen. Ebenso erfolgreich agierte der junge Herrscher beim sog. Königsumritt, welcher traditionell auf die Krönung folgte, und der Etablierung der Königsmacht diente.

Die nicht immer unproblematischen Treffen mit den neuen Untertanen bieten Wolfram Gelegenheit, zum zweiten Teil überzuleiten. In diesem Kapitel werden einzelne Konflikte und ihre spezifischen Lösungsversuche behandelt. Durch die gelungene Zusammenstellung einzelner Streitfälle (Oppositionen von Verwandten, dem Gandersheimer Streit oder den Feldzügen nach Italien) werden die uneinheitliche Reichssituation und die enormen Schwierigkeiten des neuen Herrschers deutlich.

Eine zentrale Bedeutung für das Verständnis der Person Konrads kommt der Frage nach den Verhältnissen im Reich zu. Dies geschieht im dritten Teil des Buches. Im einzelnen behandelt Wolfram hier Themen, wie die Dynastiegründung bzw. die Sicherung der Nachfolge und, nicht minder bedeutend, das Auftreten Konrads in der Öffentlichkeit. Dabei untersucht er (mit dem Hinweis auf die komplizierte Quellenlage) auch das Spannungsverhältnis von öffentlich repräsentierter und tatsächlich gelebter Religion des Kaisers, allerdings ohne zu einem befriedigenden Ergebnis zu kommen. Ein weiterer Abschnitt dieses Kapitels ist dem Volk gewidmet, wobei dem Leser die unterschiedlichen Gesellschaftsschichten des Reiches vorgestellt werden. Von diesem eher als innenpolitisch zu bezeichnenden Teil der Biographie lenkt Wolfram im vierten Teil zur Außenpolitik Konrads über. Von der obli-

gatörischen Gesandtschaft, die Konrad nach seiner Kaiserkrönung nach Konstantinopel entsandte, einmal abgesehen, schreitet Wolfram hier gleichsam die Grenzen des Reiches ab, und beschreibt dabei die jeweiligen Verhältnisse, mit denen Konrad es zu tun hatte. Als ein weiterer Höhepunkt der politischen Karriere Konrads läßt sich der Erwerb des Königreiches Burgund (1032) verstehen, ein Aspekt der freilich von Wolfram sehr knapp behandelt wird. Wesentlich ausführlicher gestaltet sich der fünfte Teil der Biographie, in dem das Verhältnis des Kaisers zur Kirche geschildert wird. Zu diesem Zweck stellt Wolfram die einzelnen nordalpinen Bistümer – darunter auch das *kleine Bistum mit den großen Bischöfen* Paderborn – geordnet nach ihrer Bedeutung im Reich vor. Ferner werden an dieser Stelle auch die Konflikte thematisiert, welche Konrad mit einzelnen seiner Bischöfe hatte. Daß es hierbei zu Überschneidungen bzw. Wiederholungen mit dem zweiten Teil der Biographie kommt, so beispielsweise im Falle Poppo von Aquileia, wäre wohl vermeidbar gewesen.

Der sechste Teil ist eine bewertende Zusammenfassung der untersuchten Aspekte des Lebens Konrads II. Dabei werden ältere Forschungsmeinungen verworfen und dem Leser ein neues Bild des Kaisers präsentiert: „*Wenn der erste Salier ein guter Politiker sein wollte, konnte er weder selbstherrlich noch rücksichtslos agieren, und alle Argumente, die hierfür herangezogen werden, stechen nicht.*“ (S. 345).

Es erweist sich immer als eine Gratwanderung, einen mittelalterlichen Herrscher mit modernen Begrifflichkeiten zu bewerten, und auch im Falle von Wolframs Konrad-Biographie ist dies nicht durchgängig gelungen.

Guido M. Berndt

Der Verein für Geschichte an der Universität Paderborn

Der Verein für Geschichte (VfG) ist 1983 gemeinsam von Studierenden und Lehrenden an der Paderborner Hochschule gegründet worden. Ziel war, und ist es nach wie vor, Forschungen – insbesondere zur Geschichte des westfälischen Raumes – zu fördern und durch Publikation einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Zu diesem Zweck gibt der VfG mehrere Buchreihen heraus: Die *Paderborner Historischen Forschungen* (PHF), die *Paderborner Beiträge zur Geschichte* (PBG) und, in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Paderborn, die *Bibliographien zur westfälischen Regionalgeschichte*.

Unsere Mitglieder erhalten von den seitens des Vereins für Geschichte herausgegebenen Büchern je ein kostenloses Exemplar als Arbeitsgrundlage. Ältere Veröffentlichungen können zu einem günstigen Mitgliederpreis erworben werden.

Daneben existiert mit den vorliegenden „*Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn*“ ein weiteres Publikationsorgan, welches im wesentlichen für kleinere Arbeiten gedacht ist. Neben regionalgeschichtliche Fragen behandelnden Aufsätzen und Miszellen, die mit Blick auf die Zielrichtung des Vereins naturgemäß den inhaltlichen Schwerpunkt bilden, ist hier Raum für Beiträge aus dem gesamten Spektrum historischer Forschung.

Ein weiteres Anliegen des VfG betrifft die Kommunikation und den Austausch zwischen historisch Interessierten. Ein Forum hierzu bietet der *Historische Gesprächskreis*, der etwa drei mal jährlich unter einer be-

stimmten Themenstellung stattfindet. Die Termine werden jeweils in den Mitteilungen unter der Rubrik *Veranstaltungen* angekündigt.

Wir arbeiten übrigens durchweg ehrenamtlich. Der VfG finanziert sich allein durch die Mitgliedsbeiträge (derzeit 42,00 DM pro Jahr/Studierende 24,00 DM) und Spenden.

Sie möchten auch Mitglied werden? Kein Problem!

Sie können uns schreiben:

Verein für Geschichte an der Universität Paderborn
c/o Die Sprachwerkstatt GmbH
Stettiner Straße 42
33106 Paderborn

Oder anrufen:

Hubert Tietz 05251/730055

Oder eine E-Mail schicken:

info@die-sprachwerkstatt.de

Wir freuen uns! Übrigens – als neues Vereinsmitglied erhalten Sie mit dem „Paderborner Künstlerlexikon“ ein attraktives und hochwertiges Begrüßungsgeschenk.

Ansprechpartner an der Universität:

Stefanie Dick M.A. (N 2.307)

Prof. Dr. Frank Göttmann (N 2.329)

Barbara Stenger (V 1.203)

Vereinsveröffentlichungen

Die vom Verein für Geschichte herausgegebenen Bücher erhalten Sie im Buchhandel. Sie können jedoch auch direkt beim Verlag bestellen:

SH-Verlag GmbH, Osterather Str. 42, 50739 Köln
Tel. 0221/9561740, Fax 0221/9561741, E-Mail: info@sh-verlag.de

Vereinsmitglieder können, sofern sie direkt beim Verlag bestellen, unter Angabe der jeweiligen Mitgliedsnummer unsere Veröffentlichungen zu einem ermäßigten Preis beziehen!

Paderborner Historische Forschungen (PHF)

- Bd. 1: MARGIT NAARMANN, Die Paderborner Juden 1802–1945. Emanzipation, Integration und Vernichtung. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden in Westfalen im 19. und 20. Jahrhundert, Schernfeld 1988, 504 S., Abb.
- Bd. 2: UDO STROOP, Preußische Lehrerinnenbildung im katholischen Westfalen. Das Lehrerinnenseminar in Paderborn (1832–1926), Schernfeld 1992, 262 S., Abb.
- Bd. 3: FRIEDHELM GOLÜCKE, Der Zusammenbruch Deutschlands – eine Transportfrage? Der Altenbekener Eisenbahnviadukt im Bombenkrieg 1944/45, Schernfeld 1993, 336 S., Abb. u. Dokumentenanhang.
- Bd. 4: LUDGER GREVELHÖRSTER, Münster zu Anfang der Weimarer Republik. Gesellschaft, Wirtschaft und kommunalpolitisches Handeln in der westfälischen Provinzialhauptstadt 1918 bis 1924, Schernfeld 1993, 253 S., Abb.
- Bd. 5: THEODOR FOCKELE, Schulreform von oben. Das Paderborner Elementarschulwesen im 19. Jahrhundert zwischen Tradition und Neuordnung. Entwicklung, Lehrer, Schullokale, Vierow 1995, 400 S., Abb. u. Dokumentenanhang.
- Bd. 6: LUDGER GREVELHÖRSTER/WOLFGANG MARON (Hrsg.), Region und Gesellschaft im Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts. Studien zur neueren Geschichte und westfälischen Landesgeschichte. Karl Hüser zum 65. Geburtstag, Vierow 1995, 183 S.
- Bd. 7: MARGIT NAARMANN, Paderborner jüdische Familien, Vierow 1998, 350 S., Abb.
- Bd. 8: KARL HÜSER, Zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Das Amt Kirchborchen und seine Gemeinden im „Dritten Reich“ 1933 bis 1945, Vierow 1997, 155 S., Abb.
- Bd. 9: DETLEF GROTHMANN, „Verein der Vereine?“ Der Volksverein für das katholische Deutschland im Spektrum des politischen und sozialen Katholizismus der Weimarer Republik, Köln 1997, 618 S., Abb. u. Dokumentenanhang.
- Bd. 10: KARL HÜSER, „Unschuldig“ in britischer Lagerhaft? Das Internierungslager No. 5 Staumühle 1945–1948, Köln 1999, 128 S., Abb.
- Bd. 11: FRANK GÖTTMANN/PETER RESPONDEK (Hrsg.), Historisch-demographische Forschungen. Möglichkeiten, Grenzen, Perspektiven. Mit Fallbeispielen zur Sozial- und Alltagsgeschichte Westfalens (14.–20. Jahrhundert), Köln 2001, 198 S., Abb.

Paderborner Beiträge zur Geschichte (PBG)

Heft 1: DIETER RIESENBERGER, Der Friedensbund deutscher Katholiken. Versuch einer Spurensicherung, Paderborn 1983, 31 S., Abb.

Heft 2: REINHARD SPRENGER, Landwirtschaft und Bauern im Senneraum des 16. Jahrhunderts, Paderborn 1986, 99 S.

Heft 3: DIETMAR WÄCHTER, Katholische Arbeiterbewegung und Nationalsozialismus, Paderborn 1989, 148 S., Abb.

Heft 4: JOSEF KIVELITZ, Zwischen Kaiserreich und Wirtschaftswunder. Mein Leben in Paderborn, bearb. von Friedhelm Golücke, Paderborn 1990, 143 S., Abb.

Heft 5: DIDIER VERSHELDE/JOSEF PETERS, Zwischen zwei Magistralen. Zur Geschichte der Eisenbahnstrecke Paderborn–Brackwede(–Bielefeld) 1845–1994, Vierow 1995, 151 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Heft 6: KIRSTEN HUPPERT, Paderborn in der Inflationszeit. Die soziale und wirtschaftliche Entwicklung zwischen 1919 und 1924, Vierow 1998, 115 S., Abb.

Heft 7: MARC LOCKER/REGINA PRILL/EVA MARIA KÜHNEL/MELANIE KNAUP/CARSTEN SCHULTE u.a. [Bearb.], Als die Bomben fielen... Beiträge zum Luftkrieg in Paderborn 1939–1945, Vierow 1998, 175 S., Abb.

Heft 8: BARBARA STAMBOLIS, Luise Hensel (1798–1876) Frauenleben in historischen Umbruchzeiten, Vierow 1999, 114 S., Abb.

Heft 9: KLAUS ZACHARIAS, Zur Geschichte des Kapuzinerklosters in Paderborn 1612–1834. Das „Jahrbuch der Ca-

puziner in Paderborn“ des P. Basilius Krekeler von 1859, Vierow 1999, 109 S., Abb.

Heft 10: MARGIT NAARMANN, Ein Auge gen Zion... Das jüdische Umschulungs- und Einsatzlager am Grünen Weg in Paderborn 1939–1943, Köln 2000, 184 S., Abb.

Heft 11: UDO SCHLICHT, „Holtzhauer“ und feine Gefäße. Die Glashütten im Fürstbistum Paderborn zwischen 1680 und 1800, Köln 2000, 149 S., Abb.

Bibliographien zur westfälischen Regionalgeschichte

UTE KAMPMANN-MERTIN, Paderborner Bibliographie 1578–1945, Paderborn 1992, 229 S.

ROLF-DIETRICH MÜLLER u.a., Paderborner Bibliographie 1980/81 ff., Paderborn 1988 ff.

Zuletzt erschienen:

ALEXANDRA MEIER/ROLF-DIETRICH MÜLLER/HEIKE THEBILLE, Paderborner Bibliographie 1990–1994 (mit Nachträgen aus früheren Jahren), Paderborn 1999, 132 S.

DETLEF GROTHMANN, Die Warte. Heimatzeitschrift für die Kreise Paderborn und Höxter. Gesamtverzeichnis der Jahrgänge 1 (1933) bis 60 (1999), Köln 2000.

Weitere Veröffentlichungen/ Mitherausgeberschaften

IRMHILD KATHARINA JAKOBI-REIKE, Die Wewelsburg 1919 bis 1933. Kultureller Mittelpunkt des Kreises Büren und überregionales Zentrum der Jugend- und Heimatpflege (Schriftenreihe des Kreismuse-

ums Wewelsburg 3), Paderborn 1991, 163 S., Abb.

FRIEDERIKE STEINMANN/KARL-JOSEF SCHWIETERS/MICHAEL ASSMANN, Pader-

borner Künstlerlexikon. Lexikon Paderborner Künstlerinnen und Künstler des 19. und 20. Jahrhunderts in der Bildenden Kunst, Schernfeld 1994, 309 S., Abb.

Neuerscheinungen

FRANK GÖTTMANN/PETER RESPONDEK (Hrsg.), Historisch-demographische Forschungen. Möglichkeiten, Grenzen, Perspektiven. Mit Fallbeispielen zur Sozial- und Alltagsgeschichte Westfalens (14.–20. Jahrhundert), Köln 2001, 198 S., Abb.

Die Aufsätze des vorliegenden Sammelbandes sind aus Vorträgen hervorgegangen, die im Sommersemester 1996 im Rahmen einer regionalgeschichtlichen Kolloquienreihe unter dem Oberthema „Fragen, Quellen, Methoden der Historischen Demographie und Genealogie“ an der Universität Paderborn gehalten worden sind. Räumlich liegt der Schwerpunkt der Beiträge im östlichen Westfalen, zeitlich in dem Zeitraum vom 17. bis zum 19. Jahrhundert. Dabei werden Forschungsprobleme von allgemeiner Bedeutung exemplarisch an regionalen Beispielen diskutiert.

Diese Zielsetzung verdeutlicht bereits der einleitende Aufsatz, in welchem grundsätzliche Fragen im Hinblick auf die Möglichkeiten und Grenzen historisch-demographischer Forschung angesprochen werden. Sie spiegelt sich aber auch in den weiteren Einzelbeiträgen des Bandes auf einem notwendigerweise jeweils raum-zeitlich und sachlich begrenzten Untersuchungsfeld wider, wenn auch unter unterschiedlicher Schwerpunktsetzung. Die verbindenden Problemlinien zwischen den Aufsätzen und ihre gemeinsamen Bezugspunkte liegen offen zutage: Das gilt für das Feld der Bevölkerungsentwicklung und -bewegung und der familiären und verwandtschaftlichen Verflechtungen ebenso wie für das Feld der sozioökonomischen Strukturen und Wandlungsprozesse. In ähnlicher Weise korrespondieren die Gesundheits- und Lebensverhältnisse stets auch mit den politischen und Verfassungsverhältnissen in Stadt und Land. Nun können die genannten Gesellschaftsbereiche in ihrer Ausprägung sowohl als Ursache als auch als Ergebnis sozialer Verhaltensweisen gelten, über die sich menschliche Gemeinschaften zwischen Konflikt, Anpassung und Sanktion immer wieder neu verständigen müssen. Hier werden Mentalitäten sichtbar, zu denen als wesentlicher Bereich auch die Konstitution eines kollektiven Gedächtnisses und die Einübung von Traditionen gehören, welche Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft miteinander verbinden.

DETLEF GROTHMANN, Die Warte. Heimatzeitschrift für die Kreise Paderborn und Höxter. Gesamtverzeichnis der Jahrgänge 1 (1933) bis 60 (1999), Köln 2000.

Das Warten auf das Gesamtverzeichnis der Warte, ein „Muss“ für jeden heimatgeschichtlich und heimatkundlich Interessierten, hat sich gelohnt. Der Bearbeiter, Detlef Grothmann, der bereits als Verfasser einer umfangreichen Studie über die Geschichte des katholischen Volksvereins (vgl. PHF 9) und als Bearbeiter bzw. Mitherausgeber der Salzkottener

Stadt- und der Borchener Gemeindegeschichte hervorgetreten ist, hat mit dem Warte-Gesamtverzeichnis ein übersichtliches und außerordentlich nützliches Hilfsmittel vorgelegt.

Die Jahrgänge 1 (1933) bis 60 (1999) der Warte wurden dabei jeweils vollständig ausgewertet, so dass nun etwa 9500 Aufsätze, literarische Beiträge und Kurzmitteilungen nach einer differenzierten Sachsystematik geordnet und damit rasch greifbar sind. Ein Autoren- und ein kombiniertes Orts-, Personen- und Sachregister ergänzen die sachsystematische Erschließung.

Autorenverzeichnis

GUIDO M. BERNDT, Student der Mittelalterlichen Geschichte, Alten Geschichte und Kulturwissenschaftlichen Anthropologie an der Universität Paderborn.

DR. RAINER DECKER, Gymnasiallehrer und Fachleiter für Geschichte am Studienseminar in Paderborn. Studium der Geschichtswissenschaft und Germanistik in Bochum. Veröffentlichungen zur Geschichte Westfalens im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, u.a.: „Bürgermeister und Ratsherren der Stadt Paderborn vom 13. bis zum 17. Jahrhundert“ (Paderborn 1977), „Die Hexen und ihre Henker. Ein Fallbericht“ (Freiburg/Basel/Wien 1994).

WILHELM GRABE M.A., Historiker/Archivar, Mitarbeiter des Kreisarchivs Paderborn, verschiedene Veröffentlichungen zur Exilgeschichte und zur Landesgeschichte, u.a. „Von den gegenwärtigen Verhältnissen verspricht man sich goldene Zeiten ...“ Quellen zur Geschichte der Revolution 1848/49 im Kreis Warendorf (1999).

KLAUS HOHMANN, Studiendirektor am Reismanngymnasium Paderborn mit den Fächern Geschichte, Deutsch und Sozialwissenschaften; Veröffentlichungen u.a. Bauten des Historismus, Paderborn 1990.

MANUEL KOCH, Lehramtsstudent (Sek. I/II) an der Universität Paderborn mit den Fächern Geschichte und Deutsch, Schwerpunkt: Mittelalterliche Geschichte.

DR. RAINER PÖPPINGHEGE, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl Prof. Dr. Dietmar Klenkes an der Universität Paderborn mit Forschungsschwerpunkt Medien- und Kommunikationsgeschichte. Veröffentlichungen u.a. zum politischen Verhalten der Münsteraner Studentenschaft 1918-1935.

CHRISTOPH REICHARDT unterrichtet Deutsch und Geschichte am Gymnasium Beverungen. Studium in Paderborn, Göttingen und Wien. Ehrenamtlicher Stadtheimatspfleger in Beverungen, Veröffentlichungen vor allem zur regionalen Wirtschafts- und Sozialgeschichte sowie zu Formen der Volkserzählung.

JENS SCHNEIDER M.A., Koordinator des „Instituts zur Interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens“ (IEMAN) an der Universität Paderborn. Veröffentlichungen zur früh- und hochmittelalterlichen Kulturgeschichte.

LUDGER STÜCKE, Magisterstudium (7. Sem.) in den Fächern Alte Geschichte, Mittelalterliche Geschichte und Medienwissenschaften an der Universität Paderborn.

CLAUDIA WESKAMP M.A., Wissenschaftliche Angestellte im Rahmen des DFG-Projektes „Nomen et Gens – Name und Gesellschaft“ am Institut zur interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens, Universität Paderborn, Forschungsschwerpunkt: frühmittelalterliche Verfassungsgeschichte.